Ein verlorenes Geschlecht.

Zweiter Band.

Ein verlorenes Geschlecht.

Roman

von

Max Ring.

Zweiter Band.

Berlin, 1867.
Verlag von Otto Janke.

I.

Zwei Jugendfreunde.

Auf dem Balcon des Hotels Bellevue saßen zwei Männer im kräftigen Lebensalter: der Eine mit den intelligenten Zügen des Künstlers und der charakteristischen Haltung des höheren Beamtenstandes; der Andere, eine breite, gedrungene Gestalt, mit rosig heiterem Gesicht und einer die innere Tüchtigkeit verrathende Physiognomie, kündigte sich in seinem Wesen und seiner Sprache als wohlhabender Geschäftsmann oder Gutsbesitzer an. Beide waren Jugendfreunde und feierten nach jahrelanger Trennung ihr fröhliches Wiedersehen.

Beide hatten ihren Weg in der Welt nicht ohne Hindernisse zurückgelegt, sich durch eigene Ar=

heit und Verdienst eine glänzende Laufbahn eröffnet und ein von Tausenden beneidetes Ziel erreicht. Mit voller Befriedigung durften sie jetzt in ihren Erinnerungen auf die Vergangenheit zurückblicken und dabei die frohe Gegenwart genießen.

Vor ihnen stand die schlanke Flasche mit den grünen Römern, aus denen die herrlichste Blume des edelsten Rheinweins ihnen entgegenduftete. Wie helles Glockengeläute klangen die Gläser, wenn sie auf das Andenken der alten Zeit anstießen, wo noch Beide auf derselben Schulbank saßen und mit dem leichten Sinne der Jugend von der Zukunft schwärmten. Zu ihren Füßen lag die schöne Stadt im vorspringenden Halbmond, mit ihren alterthümlichen Häusern und Thürmen aus den blauen Fluthen emportauchend, gerade wie ihre eigene Erinnerung aus dem Strome des Lebens vor ihrem geistigen Auge jetzt aufstieg.

In der That mußte ihnen der mächtige Fluß in ihrer nächsten Nähe gleichsam als ein symbolisches Bild ihres eigenen wunderbaren Laufes durch die Welt erscheinen. Auch sie hatten in ihrer Jugend

mit dem harten, sich ihnen entgegenstemmenden Gestein, mit den Hindernissen des Daseins schwer gerungen und mit unablässiger Mühe und Arbeit sich Bahn gebrochen.

Erst nach und nach waren sie stärker geworden und gewachsen, hatten sie an innerer Kraft und äußerem Ansehen gewonnen, indem ihnen, vom Glücke begünstigt, stets neue und frische Quellen und Bäche von allen Seiten zuflossen. Immer breiter und mächtiger zog ihr Lebensstrom dahin, befruchtend, segensreich für sich und Andere.

Es war ein schönes, bedeutungsreiches Schauspiel, das sich hier auf dem Balcon vor ihnen entfaltete. Auf den Wellen des Stromes eilten die geschäftigen Dampfschiffe mit ihren Passagieren; unablässig arbeiteten die eisernen Maschinen, brausten die Räder, stieg der dunkle Rauch aus dem Schlot empor, die schwarze Fahne der Wohlstand und Gewinn verkündigenden Industrie. Schwerfällige Segelschiffe trugen in ihrem weiten Bauch die Kaufmannsgüter aus allen Weltgegenden herbei, Kähne schwankten unter ihrer Last, während im

leichten Boot eine fröhliche Gesellschaft lebenslustiger Männer und heiterer Frauen sich schaukeln ließ, von einer Vergnügungspartie heimkehrend, Hüte und Locken mit grünem Laub und rankenden Reben bekränzt und frische Lieder anstimmend, welche melodisch über dem Wasser klangen. Dort verband die Schiffbrücke die getrennten Ufer, eine mächtige Pulsader des lebendigsten Verkehrs; ein Menschenstrom, über dem Fluß und seinen Fluthen, der sich unabläßig wälzte, drängte, stieß, vom frühen Morgen bis zum späten Abend, immer geschäftig, eilig auf- und niederwogend, nur unterbrochen, wenn ein Schiff sich durch die geöffneten Thore der beweglichen Brücke zwängte, welche sich schnell wieder hinter ihm schlossen, um die stockende, vorwärtsstrebende Menge nicht aufzuhalten.

Ueber diesem Leben und Treiben der reichen, mächtigen Stadt, über all dem materiellen Schaffen, Mühen und Ringen der Gegenwart stieg wie der verkörperte große Gedanke der Ewigkeit, wie der in Stein sich offenbarende Geist der Kunst und Religion der herrliche Dom mit seinen Pfeilern und noch

unvollendeten Thürmen empor, das schönste und erhabenste Denkmal deutschen Fleißes und deutscher Beharrlichkeit, die wunderbarste Offenbarung des Volksgeistes in seiner Tiefe, Innigkeit und Herrlichkeit.

Unwillkürlich blieb der Blick der Freunde zuletzt an dem Wunderbau haften, der noch dazu in nächster Beziehung zu dem Jüngeren von Beiden stand, da er selbst kein Anderer als der bekannte Baumeister desselben war, während sein Jugendgefährte, der Guts- und Grubenbesitzer Windeck, zu den reichsten Industriellen seiner Heimat zählte.

Als Landsleute und Jugendfreunde hatten Beide dasselbe Gymnasium besucht und sich ursprünglich für dieselbe Laufbahn, für das Bergwesen, auf den Wunsch ihrer Eltern bestimmt.

Aber während der praktische und realistische Windeck, seinem Berufe treu, die Schätze der Erde suchte und fand, widmete sich der ideale Künstler der zum Himmel aufsteigenden Baukunst.

Bald von seinem späteren Lehrer und Meister Schinkel erkannt und geschätzt, eröffnete ihm dieser

vermöge seiner einflußreichen Stellung die dem Talente leider seltene Gelegenheit, sich in seiner eigenthümlichen Weise zu entfalten. Während Schinkel selbst die Wiedergeburt der Architektur durch classische Muster der Antike herbeiführte und in ihrem Geiste unsterbliche Denkmäler seines Genius schuf und hinterließ, folgte sein nicht minder begabter Schüler einer entgegengesetzten Richtung, die aus dem nationalen Bewußtsein und dem wiedererwachten, durch die Freiheitskriege entzündeten Volksgeist hervorging.

Diese Bewegung offenbarte sich zunächst auf echt deutsche Weise in Literatur und Kunst, während das politische Leben der Nation anfänglich wenig oder gar nicht davon berührt wurde.

Dichter, Denker, Maler und Baumeister waren die Vorläufer der deutschen Freiheit und Einheit; sie versenkten sich mit hingebendster Liebe und Selbstaufopferung in die Vergangenheit des Volkes und brachten die versunkenen und vergessenen Schätze und Heiligthümer des deutschen Genius an das Licht. Während Uhland seine schönsten Lieder sang,

die Gebrüder Grimm die deutsche Sprache und ihre Tiefen erforschten, Cornelius und Overbeck ihre frommen Bilder malten, suchte der jugendliche Architekt, die Formen der deutschen Baukunst neu zu beleben und fortzuentwickeln.

Entscheidend für sein Schicksal und seine ganze Richtung war die ihm von Schinkel übertragene Arbeit, die Wiederherstellung eines verfallenen Rathhauses, einer Reliquie des Mittelalters. Mit der größten Hingebung widmete er sich der schweren und mühevollen Arbeit und es gelang ihm damit nicht nur die Anerkennung der Regierung, sondern auch den Beifall des Meisters zu gewinnen.

Dieser empfahl ihn dem bisherigen Leiter des Dombaues, nach dessen Tode er die von ihm bekleidete wichtige Stelle erhielt. Mit ihm kam ein neues Leben in das öfters stockende und vielfach gehemmte Unternehmen. Der Ausbau des gewaltigen Kunstwerkes war fortan die Aufgabe seines Lebens geworden, der er jeden Gedanken, all seinen Fleiß, ein ganzes Dasein widmete. Groß und fast unüberwindlich schienen die sich von allen Seiten auf-

thürmenden Schwierigkeiten, aber seine Begeisterung und Beharrlichkeit ließ ihn endlich siegen.

Der damals regierende König scheute den großen Kostenaufwand, da nach den ihm vorgelegten Rechnungen zwanzig Millionen gefordert wurden. Trotzdem der begeisterte Baumeister sich verpflichtete, mit fünf Millionen Thalern den Bau bis zu der höchsten Laubkante zu vollenden, wurden seine Vorschläge von dem nüchternen und der mittelalterischen Kunst und Schwärmerei keineswegs geneigten Fürsten zurückgewiesen.

„Ich ließ mich jedoch," erzählte der Künstler jetzt selbst dem lauschenden Freunde, „nicht abschrecken und hoffte auf den Thronfolger, von dem ich wußte, daß seinem reichen Geiste die ganze Pracht und Herrlichkeit des alten Baues aufgegangen war, ebenso wie auf die Begeisterung des deutschen Volkes, das immer mehr die Bedeutung jenes herrlichen Denkmals erkannte und in ihm gleichsam das Symbol seiner angestrebten Einheit erblickte. Vor Allem aber vertraute ich auf Gott und meine eigene Kraft, indem ich nicht die Hände müßig in den Schoß

legte. Schon früher hatte ich aus Gmünd, der alten schwäbischen Bauschule, dortige Steinmetze gewonnen und hierher gezogen.

„Bald wurde von mir eine Steinmetzhütte eingerichtet, wie seit sechshundert Jahren keine hier an diesen Ufern gestanden. Die alten Zeiten schienen wieder aufzuleben, wo das Handwerk sich zur Kunst erhob und unter den tüchtigen Händen der geschickten Arbeiter der harte Stein zur Blume erblühte, als Blatt sich entfaltete und das Heiligthum mit seinen Rosen schmückte. Binnen vier Jahren war es mir gelungen, mit den geringen Mitteln, die mir zu Gebote standen, den ganzen alten Chorbau in dem Charakter der Gründungszeit wiederherzustellen und die Tünche von dem alten Bildschmuck fortzunehmen, so daß der Chor bald in seinem ursprünglichen Glanze mir entgegenstrahlte."

„Das war gewiß der schönste Augenblick in deinem Leben," bemerkte der theilnehmende Freund.

„Es sollte noch besser kommen; ein noch größerer Moment, der mir ewig unvergeßlich bleiben wird, lohnte meine Bemühungen. Mit der Thron-

besteigung des neuen Känigs erfüllten sich meine kühnsten Erwartungen, die Hoffnungen aller Kunstfreunde, die bisher das Werk mit größten Opfern unterstützt hatten. Der kunstsinnige Fürst trat selbst an ihre Spitze und wurde der hohe Protector des Dombaues. Er stellte mir die nöthigen Mittel zur Verfügung, um mein Werk zu krönen. Bisher hatte ich nur das Alte wiederhergestellt, das Verfallene mühsam aufgerichtet, jetzt durfte ich daran denken, Neues zu bauen und Begonnenes zu vollenden. Vor Allem mußte ich mir Raum und Luft schaffen. Die Bürgerwohnungen, welche den Bau von allen Seiten einklemmten und beschränkten, wurden abgetragen, die Häuserreihen, die auf dem südlichen Kreuzhügel standen, niedergerissen.

„Unter den mächtigen Schlägen der Hacke und des Hammers fielen die alten Mißgestalten und ich hatte die Freude, das alte Ketzergericht, wo einst das Dunkel der Nacht gehaust, dem Boden gleich zu machen und das nördliche Portal von seiner häßlichen Umgebung zu befreien, so daß es jetzt in seiner Reinheit und Schönheit vor mir stand, wie die

von Vorurtheilen und Priestersatzungen gereinigte Religion."

„Du bist beneidenswerth und darfst jetzt mit Stolz und Freude auf dein Werk schauen."

„Im folgenden Jahre," fuhr der Freund in seiner Erzählung fort, „fand die feierliche Grundsteinlegung des neuen Baues durch den König statt. Das war ein Schauspiel, wie ich seinesgleichen nie gesehen und nie wieder erleben werde.

„Der alte Dom hatte sich verjüngt, mit frischen Kränzen das graue Haupt geschmückt. Von jedem Vorsprung, jedem Pfeiler ragten zahllose Wimpel, Fahnen und Flaggen, um jedes Portal schlangen sich die grünen Laubgewinde und vermischten sich mit den Blumen und Blättern des Gesteins. Aus allen Gauen des Vaterlandes waren die Menschen herbeigeeilt, und wie ein wogendes Meer drängte sich das Volk um das erhabene Denkmal deutscher Kunst. Es war ein großes Völkerfest, eine Feier der ganzen Nation, in welcher der Unterschied der Stämme und des Glaubensbekenntnisses vollkommen verschwunden schien.

„Und als der königliche Bauherr den silbernen Hammer ergriff, die gewichtigen drei Schläge that und seiner Begeisterung mächtige Worte lieh, da fühlte jeder Einzelne, daß hier nicht Todtes künstlich belebt, sondern Lebendiges neu geschaffen wurde, daß nicht die abgestorbene Vergangenheit, sondern die lebenskräftige Gegenwart sich vor allen Augen sichtbar offenbarte, daß mit dem Grundstein des Dombaues zugleich der Grundstein deutscher Einheit und Verbrüderung hier gelegt wurde.“

„Ich habe mich mit den Schilderungen jener Tage begnügen müssen, da es mir damals nicht vergönnt war, dem schönen Feste beizuwohnen, so gern ich auch gewollt. Schwere Sorgen und noch schwerere Arbeit hielten mich in der Heimat zurück.“

„Auch mir waren die Sorgen nicht erspart, denn bald mischte sich in die Stimmen des Jubels der Mißklang des hämischen Tadels. Man sprengte die albernsten Gerüchte über mich und das Werk aus, indem man behauptete, daß ich absichtlich, aus Eitelkeit und Selbstüberhebung, den alten Plan verunstaltet, den Bau verpfuscht und die dazu bestimm-

ten Gelder in unverantwortlicher Weise verschleudert hätte. So albern auch diese Verleumdungen waren, dennoch fanden sie Glauben bei dem hohen und niederen Pöbel. Es waren bange Stunden, die ich damals durchlebte, und mehr als einmal stand ich im Begriff, von meiner Aufgabe zurückzutreten und den Bau zu verlassen. In dunklen Nächten rang ich mit mir und kämpfte einen schweren Kampf, aber eine innere Stimme tröstete mich und weckte den gesunkenen Muth in meiner Brust. Im Traume sah ich mein Vorbild, den alten ehrwürdigen Meister Gerhard vor mir stehen, mit einem Blatte in der Hand, auf dem der ganze Bau in seiner mir vorschwebenden Herrlichkeit gezeichnet war. Er deutete mit einer Hand darauf, während er die andere segnend auf mein Haupt legte. Gestärkt und getröstet erwachte ich und mit neuer Kraft harrte ich aus bei meinem Werke, das täglich mächtiger in die Höhe wächst und emporsteigt zu meiner Freude und zur Freude aller Guten."

„Und das unter deiner Leitung vollendet werden mag!" rief der wackere Freund, indem er die

Gläser mit dem goldenen Wein füllte und mit dem Künstler anstieß. „Es lebe der Baumeister in und mit seinem Dome!"

„Ich danke dir," erwiderte dieser, dem Jugendgenossen die kräftige Hand drückend. „Vor dir allein, der du mich so lange kennst, darf ich mich der Arbeit und meines Werkes rühmen, obgleich ich fürchten muß, dir egoistisch zu erscheinen, da ich bis jetzt nur von mir gesprochen habe. Doch ich weiß bereits, daß du dich nicht über dein Schicksal zu beklagen hast, daß dich das Glück in hohem Grade begünstigt hat, so daß alle deine Wünsche und deine kühnsten Hoffnungen nicht nur erfüllt, sondern noch weit übertroffen worden sind. Dennoch wird es mich freuen, Näheres über deine Verhältnisse aus deinem eigenen Munde zu erfahren."

„Nun, ich bin zufrieden mit meinem Lose, wenn es auch an verdienter Anerkennung und Ehren mit dem deinigen nicht verglichen werden kann. Während dein Blick sich schon in der Jugend nach oben und in die Höhe richtete, senkte ich den meinigen in die Tiefe, wo das gelbe Erz und die

schwarze Kohle in der dunklen Erde ruhen. Jedem von uns ist darin auch das zu Theil geworden, was er gesucht, dir der Ruhm, mir das Gold und der materielle Segen."

„Der gewiß nicht zu verachten ist," scherzte der Künstler, indem er von neuem mit dem Freunde anstieß, daß die Gläser hell erklangen.

„Ich beklage mich auch nicht," lachte behaglich der Freund, „eingedenk des alten Scherzwortes, daß Reichthum nicht schändet, vorausgesetzt, wenn man den richtigen Gebrauch davon macht, was jedoch keineswegs so leicht ist. Noch schwerer aber ist der Weg dazu, am schwersten aber bekanntlich der Erwerb der ersten hundert Thaler. Wie gesagt, das Glück war mir hold und bis zu diesem Augenblick auch unberufen treu. Du weißt am besten, daß ich so arm wie eine Kirchenmaus war, als ich die Bergschule verließ und als junger Anfänger Gott dankte, als ich auf einer königlichen Grube mit zehn Thalern monatlich eine Anstellung erhielt. Das war freilich eine Kunst, damit auszukommen, aber wenn man jung ist, geht Alles. Jetzt weiß

ich freilich nicht, wie es möglich war, doch das vergißt sich in späteren Jahren und man begreift dann Vieles nicht, was der Jugend so leicht fällt. Zwar das Sprichwort lautet: Jugend hat keine Tugend; ich glaube aber umgekehrt. Jugend hat alle Tugend, Großmuth, Selbstaufopferung und den Glauben an die Menschheit, während das Alter uns egoistisch und schlecht macht."

„Darum müssen wir uns jung zu erhalten suchen," bemerkte der Künstler. „Das aber hast du redlich gethan und man merkt dir nicht an, daß du die gefährliche Linie der Fünfzig bereits passirt hast."

„Nun," schmunzelte der Gutsbesitzer, „ich thue das Meinige so viel ich kann, um mir das Alter mit seinen körperlichen und moralischen Gebrechen vom Leibe zu halten. Doch ich wollte dir ja erzählen, wie es mir ferner ergangen ist. Vier Jahre stand ich in königlichen Diensten und war allmälig zum Steiger avancirt, als ich die Bekanntschaft eines Gutsbesitzers in der Nähe machte, der ebenfalls mehrere Gruben besaß und mich zuweilen we=

gen des Betriebes um Rath fragte, da er selbst vom Bergwesen nicht viel oder vielmehr gar nichts verstand und von seinen Leuten vielfach betrogen wurde. Meine Ansicht leuchtete ihm ein, meine Person gefiel ihm, und so machte er mir eines Tages den Vorschlag, in seine Dienste zu treten und die Oberaufsicht seiner Gruben zu übernehmen. Da er mir anständige Bedingungen machte und besser als der König zahlte, schlug ich ein und verzichtete darauf, einmal mit einem hohen Titel wenig Mittel zu verbinden. Ich wurde Privatsteiger und mit der Zeit Grubendirector, bezog einen guten Gehalt und eine angemessene Tantième. Allerdings hatte ich dafür vollauf zu thun, da die ganze Wirthschaft arg vernachläßigt war. Der Abbau der Gruben wurde in der unvernünftigsten Weise betrieben und ich hatte mit den Elementen und noch mehr mit den Menschen einen harten Kampf zu bestehen."

„Das ist keinem Strebenden erspart. Ohne Kampf kein Sieg, ohne Ringen kein Gelingen."

„Das sagte ich mir auch und ließ den Muth nicht sinken. Mit den Elementen wurde ich bald

fertig; ein paar Dampfmaschinen und tüchtige Pumpen thaten ihre Schuldigkeit und schafften mir das Wasser aus den Gruben. Aber mit den Menschen hatte ich einen schwereren Stand. Ich mußte meine ganze Energie zusammennehmen, um durchzudringen und die Böswilligkeit meiner nächsten Untergebenen, die sprichwörtliche Trägheit und Liederlichkeit der dortigen Arbeiter zu überwinden. Aber da ich scharf aufpaßte, immer der Erste auf dem Platze war, überall selbst angriff und Hand anlegte, war ich auch mit der Zeit hier so glücklich, die nöthige Ordnung und Betriebstüchtigkeit herzustellen. Die Gruben brachten bald das Doppelte von dem früheren Ertrage und ich stand mich auch nicht eben schlecht dabei. Mein Principal war mit mir zufrieden und erhöhte von freien Stücken mein Einkommen. Leider starb der brave Mann, nachdem er schon längere Zeit gekränkelt hatte. Auf dem Sterbebette empfahl er mich seiner Frau, die ich immer hoch verehrt hatte, und ernannte mich zu seinem Testaments-Vollstrecker."

„Wie ich hörte, hast Du die Wittwe des Ver-

storbenen später geheiratet und bist durch sie zu einem bedeutenden Vermögen gekommen."

„Das ging nicht so schnell. Erst mußte ich wie Jacob sieben Jahre um meine Rahel dienen, bevor sie mich mit ihrer Hand beglückte. Auch waren die Verhältnisse keineswegs damals so günstig, als man glaubte. Durch die lange Krankheit des Mannes war die ganze Wirthschaft den Krebsgang gegangen, die Oekonomie im höchsten Grade vernachlässigt. Dazu kamen die unglücklichen Conjuncturen, welche die Preise des Zinkes und des Eisens herabdrückten. Man arbeitete geradezu mit Schaden, und nur weil mich die armen Leute dauerten, ließ ich nicht wie die anderen Grubenbesitzer die Oefen löschen. Das Geld wurde immer knapper und zog sich vom Markte zurück; bedeutende Hypotheken, welche noch auf dem Gute standen, wurden uns gekündigt und neues Kapital war entweder gar nicht oder nur mit großen Opfern aufzutreiben. Ich wußte nicht, wo mir der Kopf stand, und manchmal kam mir wohl der Gedanke, auf- und davonzulaufen, da mich doch eigentlich die ganze Geschichte

nichts anging und das Gut nicht mein Eigenthum war. Aber die arme verlassene Frau dauerte mich, und dann regte sich mein Gewissen. Gerade wie du im Traume den alten Dombaumeister, so sah ich meinen alten Principal, der mich ebenfalls ermahnte, auszuharren und die einmal übernommenen Pflichten zu erfüllen."

„Du hast besser und edler gehandelt als ich," rief der Künstler voll Bewunderung, „da du dabei nicht an dich gedacht hast."

„Im Vertrauen gesagt," entgegnete der bescheidene Gutsbesitzer, „ich war doch auch ein wenig Egoist. Die liebenswürdige, engelgute und brave Frau hatte es mir angethan und ich war bis über die Ohren in sie verliebt, was bei unserem täglichen Verkehr nicht ausbleiben konnte. Aber ich hatte es mir zugeschworen, ihr nichts merken zu lassen, weil ich zu stolz war, ihre Verlegenheit und hilflose Lage zu benützen. Meine Liebe aber gab mir die nöthige Kraft, um nach und nach die zerrütteten Verhältnisse zu ordnen. Ich verdoppelte meine Thätigkeit und gönnte mir keine Ruhe weder bei Tag noch

bei Nacht. Meinen angestrengten Bemühungen gelang es auch mit der Zeit, das Gut zu heben und eine Hypothek nach der anderen abzutragen. Die Zinkpreise und das Eisen waren plötzlich ebenso hoch gestiegen, als vorher gefallen, und außerdem hatte ich das Glück gehabt, eine neue Grube zu erschließen, die eine unerschöpfliche Ausbeute versprach. So war die arme Wittwe eine reiche Frau, ich aber dadurch der unglücklichste Mensch auf der weiten Welt geworden."

„Das Letztere kann ich in der That nicht begreifen," bemerkte der verwunderte Freund. „Du scheinst dir in Widersprüchen zu gefallen."

„Durchaus nicht, und du wirst mich gleich verstehen. Unerreichbarer als je mußte mir die geliebte Frau von dem Augenblicke an erscheinen, wo ihre Verhältnisse gesichert waren, da ich den Vorwurf des Eigennutzes nicht auf mich laden wollte. Ich selbst hatte dazu beigetragen, mein Glück zu zerstören, indem ich das ihrige begründete. Aber länger vermochte ich diesen Zustand nicht zu ertragen; ich fühlte, daß meine Leidenschaft stärker war

als ich, daß ich die Wittwe meiden müßte, um mir die Achtung vor mir selbst zu bewahren.

„Nachdem ich für ihre Zukunft gesorgt, ihre günstige Lage für immer befestigt wußte, faßte ich den Entschluß, sie zu verlassen. Mit stockender Sprache und pochendem Herzen theilte ich ihr mein Vorhaben mit, indem ich, nach und nach mich fassend, ihr Rechnung über meine Verwaltung und den Stand ihrer Güter ablegte. Zugleich empfahl ich ihr in der Person eines tüchtigen Beamten, der bisher unter und mit mir gearbeitet hatte, den geeigneten Nachfolger, welcher mich ersetzen sollte."

„Ich kann mir denken, wie nun Alles kam, obgleich ich wenige Männer kenne, die so wie du in ähnlicher Lage gehandelt hätten."

„Schweigend hörte sie mich an und keine Miene verrieth ihre tiefe innere Bewegung und den schweren Kampf in ihrer Brust. Als ich aber geendet hatte, reichte sie mir ihre Hand wie zum Abschied, ohne ein Wort dabei zu sprechen. Ich schwankte zur Thür, da erst rief sie mich zurück und gab mir — den Trauring ihres verstorbenen Mannes. Sie

hatte meine Liebe, wie sie mir gestand, längst geahnt, meinen Stolz erkannt, meine Gründe geehrt, aber erst im Augenblicke des Scheidens gewußt, daß sie mich wiederliebte und nicht missen könnte. So blieb ich, und Gott segnete unsere Verbindung durch die Geburt eines geliebten Töchterleins, das ich mitgebracht habe und das du bereits kennst."

„Der einzige Schatz, um den ich dich beneide, obgleich die Millionen, über die du commandirst, auch ihre Annehmlichkeiten haben."

„Der Himmel hat mir viel geschenkt, aber auch eine große Verantwortung auf meine Schultern gelegt. Es ist keine kleine Aufgabe, ein solches Vermögen zweckmäßig zu verwenden und für Tausende täglich Brot zu schaffen. Nicht der Adel allein, auch Reichthum verpflichtet und vielleicht in noch weit höherem Maße. Ich komme mir nur wie der Verwalter eines mir anvertrauten Gutes vor, und glaube noch immer nur der alte Director zu sein, der eines Tages Rechenschaft von seinem Thun abzulegen hat. Ja, es gibt viele Stunden, wo ich wirklich wünsche, daß ich nur

diese untergeordnete Stelle zu bekleiden hätte. Sorge und Arbeit fehlen mir auch jetzt nicht, aber ich denke, das muß so sein, denn ohne Schatten gebe es kein Licht und ohne Leid auch kein Gefühl der Freude. In der Arbeit aber liegt zugleich ihr Lohn, der wahre Segen und der höchste Genuß des Menschen, der in ihr seine Kräfte erproben, seinen Werth für's Leben kennen lernt. Darum rufe ich mit dir: Es lebe die Arbeit und jeder brave Mann!"

„Und mit dem Manne, Frau und Kind, in deren Schoße er nach gethaner Arbeit ruht. Es lebe dein Weib und dein holdselig Töchterlein!"

Während die Jugendfreunde von neuem die gefüllten Gläser zum Anklingen erhoben, öffnete sich die Balconthür und zugleich erschien ein liebliches Frauenbild, freundlich grüßend und Beiden zunickend.

Es war Elfriede, die Tochter des Gutsbesitzers, welche unterdessen ihre Toilette beendet und einen Brief in die Heimat geschrieben hatte.

Jetzt kam sie, um den Vater und seinen Freuud zu dem verabredeten Ausgang abzuholen. Mit Wohl=

gefallen ruhten die Blicke der Herren auf der anmuthigen Erscheinung.

Ein leichtes feines Sommerkleid schmiegte sich um die schlanke, hochgewachsene, aber kräftige Gestalt, den schwellenden Busen züchtig verhüllend, während Arm und Nacken in untadeliger Weiße sich den Blicken zeigten.

Da sie in ihrer Hand noch den zierlichen, breitrandigen Hut von dem kostbarsten Florentiner Strohgeflechte trug, so konnte man auch die üppige Fülle des schönsten blonden Haares bewundern, das in breiten Flechten sich um die reine Stirn wie ein goldener Kranz legte; hie und da des Zwanges spottend, drängten sich einzelne Löckchen eigensinnig um Schläfe und Nacken, gleich flammenden Sonnenstrahlen schimmernd.

Das länglich runde Gesicht, von dem blonden Haar wie mit einem Heiligenschein umgeben, erinnerte unwillkürlich den Künstler an die Frauenbilder altdeutscher Meister in all ihrer jungfräulichen Keuschheit und ihrem frommen Ernst.

Die regelmäßigen Züge Elfriedens, der fest

geschlossene Mund und das fast trotzig gewölbte Kinn verliehen ihr einen für ihre Jugend auffallenden Ausdruck von Strenge und Herbigkeit, der jedoch durch den sanften Blick der blauen Augen und zuweilen durch ein zwar seltenes, aber dann um so reizenderes Lächeln gemildert wurde.

Auf ihren Wangen ruthe jene Blässe, die durchaus nichts Krankhaftes hat, sondern dem feinen Duft der Landschaft gleicht und der ganzen Physiognomie einen eigenthümlich poetischen Hauch verleiht.

Während die meisten Frauen bei längerer Betrachtung und Beobachtung verlieren und einbüßen, trat bei Elfriede der umgekehrte Fall ein. Der erste Eindruck war ihr weniger günstig, indem ihr Ernst und eine gewisse starre Regelmäßigkeit ihrer Physiognomie den oberflächlichen Beobachter zurückschreckten.

Erst bei genauerer Bekanntschaft fesselte sie durch den eigenthümlich geistigen Gehalt ihrer Züge, durch die sinnige Feinheit und Bedeutendheit ihres ganzen Wesens, durch den Zauber ihres Blickes, so daß man sie selbst schön finden konnte, besonders

wenn sie in Bewegung gerieth, wenn ihre Augen im Eifer der Unterhaltung oder im Ausbruche des Gefühls heller leuchteten, die strengen Lippen lächelten und eine feine Röthe die bleichen Wangen höher färbte.

Das war auch in dem Augenblick der Fall, als sie, die letzten Worte der Jugendfreunde vernehmend, an den Tisch trat und das Glas ihres Vaters ergriff, dasselbe von neuem füllend.

„Ich muß," — sagte sie mit anmuthigem Lächeln, „doch dem Herrn Baurath für seinen Toast in meinem Namen und im Namen meiner Mutter danken, der es leider nicht vergönnt ist, den herrlichen Strom, die schöne Stadt und vor Allem den majestätischen Dom zu sehen, und zwar unter den Augen des Mannes, der diesen versunkenen Schatz, das echte Gold der Nibelungen, aus den Fluthen der Zeit emporgehoben und der Welt zurückgegeben hat."

„Ich bin," entgegnete der Künstler bescheiden, „kein „Recke Siegfried," der den Hort hebt, sondern höchstens der „Zwerg Fafner," der ihn treu

bewahrt. Ihre freundlichen Worte aber mahnen mich zu gleicher Zeit an mein Versprechen, die viel-edle Jungfrau Chriemhild in die heiligen Hallen des Doms zu geleiten, wo vielleicht schon der echte Siegfried sie erwartet, um die schöne Jungfrau zum Altar zu führen."

So scherzend, reichte der Künstler Elfrieden seinen Arm, während der Vater freundlich dem kleinen Wortgefechte zuhörte, innerlich erfreut über die Bildung und den Witz des holden Töchterchens.

Unter freundlichen Gesprächen hatten die Freunde bald den Domplatz erreicht, wo der Baumeister zunächst seine Gäste auf die verschiedenen Vorrichtungen zur Hebung der schweren Lasten aufmerksam machte.

Er zeigte ihnen den kunstvollen Schienenweg, den er hoch über den Baustellen auf Gerüsten angelegt hatte, und durch den die mächtigsten Steinblöcke unterhalb wie im leichten Spiele emporgeführt und an die geeignete Stelle gelegt wurden.

Vor ihren Augen arbeitete der colossale „Krahn," das weithin sichtbare Wahrzeichen und Symbol des

ganzen Baues, und hob mit seinen Riesenarmen die gewaltigen Massen zur schwindelnden Höhe. Auch die Bauhütte wurde nicht vergessen und mit Recht die Kunstfertigkeit der Steinmetze bewundert, welche unwillkürlich an die Bedeutung der mittelalterlichen Genossenschaften erinnerten.

Ueberall herrschte ein reges Leben und Treiben, hier wurden zierliche Blattformen gemeißelt, dort Säulen und Bogen eingefügt, der Hammer geschwungen, die Kelle gerührt. Für jeden Arbeiter hatte der Meister ein freundliches Wort der Aufmunterung, und selbst wo er sich genöthigt sah, einen Tadel auszusprechen, geschah das in milder, nicht entmuthigender Weise.

Während er den Freunden die Geschichte des Doms und seine wunderbaren Schicksale mittheilte, den ursprünglichen Plan und Grundriß klar und übersichtlich vor ihnen entwickelte, erschloß er ihnen zugleich die äußere uud innere Schönheit dieses Wunderbaues, der in seiner ganzen Pracht und Herrlichkeit vor ihnen stand, ein verkörpertes Gebet, ein tausendstimmiger Hymnus an die Ewigkeit,

majestätisch in seiner Anlage, riesig in seinen Verhältnissen, mit den fünf Längsschiffen, von den drei Querschiffen durchbrochen, und dem Kranz seiner sieben Capellen, mit seinem gewaltigen Chore und der reinen Gliederung des Gewölbes, mit dem kühnen Thurmbau und den prächtigen Portalen, mit seinen gewaltigen Pfeilern und Spitzbogen, seiner reichen Ornamentik und dem so erhabenen Säulenwald, in dessen Schatten das Gotteshaus ruht, gleichsam tausend Arme, welche der Dom wie in der Feier des Gebetes zum Himmel emporstreckt.

Der überwältigende Eindruck wurde noch im Innern verstärkt durch den hier abgehaltenen Gottesdienst, den ein hoher fremder Prälat celebrirte. Ihm zu Ehren entfaltete heute die Kirche ihren sinnebestrickenden, frommen Zauber.

Aus der durch ein kunstvolles Gitter geschlossenen Sacristei bewegte sich die heilige Procession; voran schritten zwei Stabträger in rothen, wallenden Mänteln, gefolgt von Weihrauchfässer schwingenden Ministranten, jüngeren Priestern, Diakonen und älteren Domherren, in deren Mitte der fremde Kirchenfürst

eine hohe würdige Gestalt mit klugen, scharf ausgeprägten Zügen, in reicher Tracht einherschritt.

Durch die bunten Glasfenster fiel das gedämpfte Tageslicht und verlieh dem reichen, wunderbaren Bilde einen eigenthümlichen Reiz, bald um die hohen Säulen spielend und den Chor vergoldend, bald ein altes Bild, eine steinerne Rose streifend, das kindliche Gesicht eines ministrirenden Knaben, die ernsten Züge eines Priesters erhellend, oder die Gestalt eines frommen Beters, einer knieenden Frau verklärend, bis es zuletzt im Hintergrund des von hundert flammenden Kerzen erleuchteten Hauptaltars sich schüchtern in dem Allerheiligsten verlor.

Zugleich ertönte die brausende Orgel, tief erschütternd und das Herz bewegend; in ihre Klänge mischte sich der Sängerchor, abwechselnd mit dem eintönigen und doch so wunderbar ergreifenden, halb gesprochenen und halb gesungenen Vortrag des Prälaten, der hier die Messe las und seinen Segen den Gläubigen spendete, während die versammelte Gemeinde leise betend sich bekreuzte, und wenn der Ministrant das Zeichen mit der Glocke gab, auf die Knie niederstürzte.

Unter diesen Eindrücken schien sich erst der Dom zu beleben, Licht und Schatten umschwebten das Gewölbe wie wechselnde Gedanken die Menschenstirn, und die Stimme der Orgel, das leise Murmeln der frommen Beter, die Gesänge des Chors und der Priester verliehen ihm Sprache und Athem des Lebens.

Von dem großartigen Schauspiel tief ergriffen, stand Elfriede neben ihrem Vater und dem Baumeister, die Hände wie zu Gebet gefaltet, ganz versunken in den erhabenen Anblick des herrlichen Gotteshauses und seiner Wunderwelt, ergriffen von dem Schauer der sich ihr offenbarenden Ewigkeit.

Ein Strahl des Sonnenlichtes umfloß die edle schlanke Gestalt und erhöhte die sinnige Schönheit ihrer ernsten Züge, so daß sie selbst einem frommen überirdischen Heiligenbilde glich.

Ihre Erscheinung blieb nicht unbemerkt von einem Bewunderer, der hier dicht in ihrer Nähe hinter einer der hohen Säulen stand und unverwandt sie mit seinen eigenthümlichen magnetischen Blicken zu verfolgen schien.

Als sie ihre Augen zufällig aufschlug und den seinigen begegnete, durchzuckte sie ein seltsames Gefühl, ein Gemisch von Widerwillen und Interesse, das ihr der Fremde unwillkürlich einflößte. Sein keckes, durchdringendes Anstarren verletzte und verwirrte sie, so daß eine feine Röthe ihre bleichen Wangen und den zarten, fast durchsichtigen Nacken färbte.

Noch nie hatte sie ein Mann so anzusehen gewagt, noch nie zugleich so angezogen und abgestoßen. Ein leiser Schauer durchrieselte sie und ihre Verlegenheit wurde nur noch größer, als der Unbekannte ihren Vater mit einer leichten Verneigung freundschaftlich begrüßte und dieser seinen Gruß mit einer sichtbaren Zuvorkommenheit erwiderte.

Ihre Neugierde regte sich, aber sie konnte dieselbe wegen der Heiligkeit des Ortes nicht sogleich befriedigen. Erst beim Herausgehen aus dem Dome richtete sie an ihren Vater mit erkünstelter Unbefangenheit die Frage, wer der fremde Herr gewesen sei.

„Unser Gutsnachbar," erwiderte Windeck, „der Fürst Bulski, von dem du schon gehört haben wirst und dessen Mutter du wohl kennst."

„Eine gewisse Aehnlichkeit mit der Fürstin ist mir aufgefallen. Doch ich habe mir ihn weit älter vorgestellt."

„Er kann höchstens nach meiner Rechnung achtundzwanzig Jahre sein. Ich erinnere mich noch, wie er heimlich nach Amerika entwich und welches Aufsehen die Geschichte damals machte. Schade um den jungen Mann, daß er keine richtige Erziehung bekommen hat. Es hätte etwas Tüchtiges aus ihm werden können, aber die alte Fürstin verstand ihn nicht zu leiten und vertrug sich nicht mit ihm, so daß er jetzt getrennt von ihr in Paris lebt und sein Geld und seine Zeit in schlechter Gesellschaft todtschlägt. Ich bedauere nur, daß die schönen Güter auf diese Weise verschuldet und ruinirt werden, so daß sie früher oder später in fremde Hände fallen müssen."

„Am Ende," bemerkte der Künstler, „gelangst du noch in den Besitz des Fürstenthums, da du der nächste Nachbar bist."

„Gott bewahre!“ entgegnete der rechtliche Windeck. „Solche Geschäfte mache ich nicht, die überlasse ich gern einem Andern, der schon lange darauf speculirt und sich die Verlegenheiten des Fürsten zunutze macht. Der alte Gauner, der reiche Godowski, von dem du wol schon gehört haben wirst, wuchert mit dem Fürsten und wird es so lange mit ihm treiben, bis er die schönen Güter in seine Krallen bekommt und die bisherigen Besitzer von Haus und Hof treibt.“

„Ist das nicht der sogenannte Zinkkönig, von dem du sprichst?“ fragte der Künstler, den die Verhältnisse der Heimat noch immer interessirten.

„Man heißt ihn so, weil er die größten und einträglichsten Galmeigruben in unserer Provinz besitzt. Gegen den komme ich mir wie ein armer Mann vor, da er eine jährliche Revenue von einer halben Million bezieht. Dabei lebt er wie ein Lump und gönnt keinem Menschen die Luft die er athmet. Mir thut der arme Fürst nur leid, daß er sich mit dem Spitzbuben eingelassen hat. Ich möchte ihm gern helfen, wenn ich könnte, aber diese vor-

nehmen Herren sind mit Blindheit geschlagen und rennen mit geschlossenen Augen in ihr Verderben. Das kennt von Jugend auf nichts Besseres als Reiten, Jagen, Spielen, Trinken und noch Schlimmeres, hat nichts Ordentliches gelernt und scheut jede Arbeit, jede ernstliche Anstrengung."

„Dann verdient der Fürst nur sein Geschick," sagte Elfriede mit einer gewissen Schärfe. „Ich kann nicht einen Mann bedauern, der zu Grunde geht, weil er die Hände in den Schoß legt und sein von Gott ihm anvertrautes Pfand vergeudet."

„Du urtheilst zu streng," entgegnete der gemüthliche Windeck. „Man muß auch hier die eigenthümlichen Verhältnisse berücksichtigten. Die alte Fürstin trägt die meiste Schuld; so wie ich weiß, hat sie ihren Sohn absichtlich von allen Geschäften und von der Verwaltung der Güter ferngehalten, um nicht das Heft aus den Händen zu geben. Das ist ein seltsames Weib," setzte er gleichsam für den Freund erläuternd hinzu, „eine geborne Herrscherin, eine wahre Despotin, bei der ich immer unwillkürlich an die alte Semiramis denken muß, die

auch ihren Sohn entthronte und statt seiner regierte. Es giebt aber keinen traurigeren Stand als den eines solchen abgesetzten oder auf den Tod seines Vorgängers wartenden Thronfolgers, der nicht weiß, was er anfangen soll und darum auf allerlei Thorheiten und Schlechtigkeiten verfällt. Da muß ja der beste Mensch zuletzt untergehen."

Unbewußt freute sich Elfriede, daß ihr Vater den von ihr angegriffenen Fürsten so lebhaft vertheidigte und ihr ungünstiges Vorurtheil gegen ihn widerlegte.

Sie hatte Vieles bereits über ihn gehört, manches seiner Abenteuer war auch zu ihren Ohren gedrungen und hatte ihr keusches Gefühl verletzt, aber zugleich ihre Neugierde gereizt, ihr Interesse geweckt.

Sie ertappte sich jetzt auf dem Wunsche, den trotz aller über ihn verbreiteten Gerüchte doch bedeutend scheinenden Mann näher kennen zu lernen und zu beobachten, umsomehr, da seine Verhältnisse und seltsamen Schicksale ihr nicht fremd waren.

In ihrem elterlichen Hause war damals, wie sie sich jetzt erinnerte, von dem Tode der schönen

Creolin, der das größte Aufsehen erregte, öfters gesprochen und dabei der aufrichtige Schmerz und die tiefe Trauer des Fürsten in einer Weise erwähnt worden, daß ihre jugendliche Phantasie sich lebhaft davon ergriffen fühlte.

Sie hatte sich in jenen Tagen, wo sie noch ein halbes Kind war, mit der Person des ihr unbekannten Mannes beschäftigt und sein poetisches Bild in ihre Seele geschlossen. War auch das Gedächtniß daran mit den Jahren verschwunden, dieser erste Eindruck abgeschwächt, die lebhaften Farben verblaßt, so rief diese zufällige Begegnung doch all die kindlichen Träume und Gebilde wieder in ihr wach.

So tragen wir unbewußt in unserem Herzen jahrelang uns selbst unbekannte Empfindungen und Eindrücke, vergessene Erinnerungen, welche plötzlich hervortreten, gleich einer mit sympathetischer Tinte geschriebenen Schrift, die nur dann zum Vorschein kommt, wenn sie erwärmt wird oder das geeignete Reagens sie hervorlockt.

Zu dem Allen gesellte sich noch die geheimnißvolle Anziehungskraft, welche zwischen den entgegen=

gesetzten Polen des Magnets stattfindet, und die sich, wie jedes große Naturgesetz, in dem Menschengeiste und Menschenleben wiederspiegelt. Gerade die Gegensätze in der Natur streben gleichsam nach einer Ausgleichung und Versöhnung, und nur so ist es erkärlich, daß oft die tugeudhaftesten und keuschesten Frauen sich für Männer interessiren und häufig aufopfern, die keineswegs ihrer würdig sind; daß die Unschuld der Verführung erliegt und das umgekehrt bedeutende Männer sich von den leichtfertigsten Frauen fesseln und bestricken lassen, wobei im ersteren Falle das leicht erregte weibliche Mitleid und eine gewisse verzeihliche Eitelkeit in Anschlag gebracht werden muß, da jede tugendhafte Frau mehr oder minder sich die Kraft zutraut und zugleich den Wunsch hegt, den interessanten Sünder zu bessern und ihn den schlechten Einflüssen seines bisherigen Umganges zu entziehen.

Diese Gedanken und Wünsche Elfriedens sollten schneller in Erfüllung gehen, als sie selbst gedacht indem der Gegenstand derselben, vielleicht von ähnlichen Empfindungen geleitet, sich mit scheinbarer

Absichtslosigkeit ihrem Vater näherte, um ihn unter dem Vorwande, Erkundigungen und Nachrichten aus der Heimat einzuziehen, als einen alten Bekannten mit freundlichen Worten anzusprechen.

Nachdem Windeck ihm die gewünschte Auskunft ertheilt, stellte er den Fürsten und seinen Begleiter, den zum Privatsecretär metamorphosirten Philosophen und Spielprofessor Enrico Müller, seiner Tochter und dem Freunde vor. Indem der Fürst all die Liebenswürdigkeit entwickelte, die ihm, wenn er wollte, in so reichlichem Maße zu Gebote stand, drückte er seine Freude aus, hier unvermuthet Nachbarn und Landsleute zu finden; zugleich bat er um die Erlaubniß, sich ihnen anschließen und den Tag in ihrer Gesellschaft verleben zu dürfen, wozu der geschmeichelte Gutsbesitzer gern seine Zustimmung gab.

Mit jener Leichtigkeit und Unbefangenheit, welche noch immer als ein Privilegium der höheren Aristokratie anerkannt werden muß, mischte er sich in die Unterhaltung, welche zu dem früheren Ausgangspunkte, der Betrachtung des Doms, zurückkehrte.

„Mir ist es unbegreiflich'“ bemerkte Elfriede, die ihre frühere Ruhe einigermaßen wiedergewonnen hatte, „wie in der Seele eines Menschen ein so riesiger und zugleich so schöner Gedanke, wie dieser Gottesbau, entstehen konnte. Das bloße Genie eines Mannes scheint mir nicht auszureichen, und ich muß unwillkürlich dabei an eine höhere Offenbarung glauben, wie sie in früheren Zeiten einzelnen Auserwählten zu Theil geworden, und die der Gegenwart abhanden gekommen ist, gerade wie in unseren Tagen keine Religionsstifter und Propheten mehr auferstehen. Es scheint dies auf einen geheimnißvollen Zusammenhang zwischen Religion und Architektur zu deuten.“

„Alle Kunst,“ erwiderte der Baumeister beifällig, „ist schon an sich Offenbarung des Höchsten, und diese Offenbarung mangelt gewiß keinem Zeitalter, auch nicht dem unsrigen. Dennoch muß ich Ihrer Meinung beipflichten, daß kein Einzelner dieses große Werk geschaffen.“

„Wenn ich nicht irre,“ unterbrach der Fürst seine Auseinandersetzung, „ist der erste Baumeister

des Doms hinlänglich bekannt; man nennt den Meister Gerhard als den ursprünglichen Erfinder des Planes."

„Gewiß hat Meister Gerhard," entgegnete der Künstler, „einen großen Antheil an dem Werk, da er in einer Urkunde vom Jahre 1257 als Steinmetz und Vorsteher des Dombaues ausdrücklich bezeichnet wird. Dagegen schreibt die Tradition und ehrwürdige Sage dem Bruder Albertus, einem gelehrten Mönch, den ganzen Entwurf zu."

„Ist nicht dieser Bruder Albertus," fragte Enrico Müller, „der tiefsinnige Denker des Mittelalters, unter dem Namen Albertus Magnus als Philosoph und Zauberer bekannt? Von ihm erzählt die Legende die wunderbarsten phantastischen Märchen, wie er den deutschen Kaiser mitten im Winter in eine Frühlingslandschaft versetzt, wo die köstlichsten Blumen blühten und von den grünen Aesten der schönste Nachtigallengesang schallte. Für mich eine der reizendsten Dichtungen im Munde des Volkes, welches unbewußt darin die Macht der Wissenschaft und die Bedeutung der Philosophie feiert, die für

den Eingeweihten den starren Winter in Lenz verwandelt."

„Es ist ein und dieselbe Person," bestätigte der Baumeister, „und zugleich eine der merkwürdigsten Erscheinungen des Mittelalters. Ihm hat die Geschichte den Beinamen „des Großen" gegeben, den sie sonst nur Königen und Herrschern, aber nicht den Männern der Wissenschaft zu verleihen pflegt. Schon diese Auszeichnung spricht für seine hohe Bedeutung, die dem Volke so mächtig erschien, daß es sein Wissen übernatürlichen und geheimnißvollen Kräften zuschrieb und ihn in dem phantastischen Lichte „des Zauberers" erscheinen ließ. In der That soll Albertus ungewöhnliche mechanische Kenntnisse besessen und selbst sprechende Automaten angefertigt haben; ebenso steht es fest, daß er auf dem Gebiete der Architektur nicht nur erfahren, sondern auch thätig gewesen ist. Beide Männer, Meister Gerhard und er selbst, haben sich vielleicht gegenseitig bei dem Bau des Domes unterstützt, und dabei sich zu einander verhalten wie die Theorie zur Praxis, wie der Gedanke zur Ausführung."

„Ich weiß," sagte Elfriede, „daß dies die Ansicht eines neueren bedeutenden Kunstkenners ist, aber dieselbe will mir noch weniger einleuchten als die Annahme, daß ein Einziger dies Riesenwerk geschaffen hat. Wie ich glaube, muß jedes wahrhafte Kunstwerk aus dem Geiste seines Schöpfers entspringen, wie die gerüstete Pallas Athene aus dem Haupte Jupiter's."

„Dies gilt wol," belehrte der Baumeister, „von den übrigen Künsten, aber nicht von der Architektur, in der sich nicht die Individualität einer großen Persönlichkeit, sondern der Gesammtgeist einer Zeit, eines Volkes wiederspiegelt. Hierin liegt zugleich die historische Bedeutung der Baukunst und ihrer Denkmäler, die für den Geschichtsforscher dasselbe sind, was für den Geologen die verschiedenen Erdschichten und Gebirgs-Formationen mit ihren Versteinerungen, aus denen wir die Entwicklungsgeschichte der Schöpfung und einer untergegangenen Welt kennen lernen."

„Saxa loquuntur; auch die Steine sprechen zu uns laut," unterbrach ihn der Philosoph, der an

einer Art von geistreichem Jucken litt und keinen witzigen Einfall zu unterdrücken vermochte.

„Die Steine," fuhr der Künstler fort, „besitzen allerdings eine vernehmliche Sprache oder vielmehr eine großartige Lapidarschrift für den Eingeweihten. Die Pyramiden Egyptens, die wunderbaren Felsentempel der Hindus, die herrliche Akropolis in Athen und das Colosseum in Rom sind Riesenblätter, in welche die Vergangenheit ihre Geschichte niedergelegt hat. Ein solches Blatt aus den Zeiten des Mittelalters ist auch unser Dom, in dem sich der Geist des Jahrhunderts, der Genius des deutschen Volkes offenbart. Er ist nicht das Werk eines einzelnen Meisters, wie hoch derselbe auch mit seinen Gedanken über seiner Zeit gestanden haben mag, nicht die Erfindung eines Individuums, sondern der Ausdruck der Gesammtheit, ein tausendstimmiger Hymnus, ein Choral von allen zu einer Harmonie zusammenklingenden Instrumenten. Das, liebe Elfriede, hat auch Ihnen bei seinem Anblick vorgeschwebt und Sie so mächtig ergriffen."

„Ich danke Ihnen," erwiderte sie bescheiden,

„daß Sie meine unklaren Gedanken aufgehellt und mich belehrt haben. Sie selbst erscheinen mir heute als der Vertreter der Gegenwart, der Dritte im Bunde, Hand in Hand mit Meister Gerhard und Bruder Albertus, die unvollendete Handschrift fortsetzend und zum schönen Schlusse führend."

„Das Letzte gebe der Himmel, obgleich Sie mich beschämen, wenn Sie mich jenen Männern zur Seite stellen. Ich bin nichts als ihr Testaments-Executor, der die von ihnen hinterlassenen Reichthümer verwaltet. Wenn mich aber mein Volk und meine Zeit nicht trägt und unterstützt, so vermag ich zur Noth das Erbe der Vergangenheit vor dem Ruin zu bewahren, aber nicht, wie ich es wünsche, zu vermehren."

„Unsere Zeit," spottete Enrico Müller, „baut lieber Fabriken und Eisenbahnen, als Kirchen und Dome, für welche der nüchternen, glaubens- und poesielosen Gegenwart der Sinn fehlt. Ich kenne nichts Traurigeres als diese Industrie-Kasernen mit ihren endlosen Fenstern und die Atmosphäre verdunkelnden, die Luft verpestenden Rauchfängen;

nichts Langweiligeres als diese geradlinigen Schienenwege, auf denen die keuchende Locomotive die armen Passagiere ohne Ruhe und Rast fortschleppt. Die ganze Menschheit befindet sich jetzt gleichsam auf einer fortwährenden Wanderung, auf einer Hetzjagd nach Gewinnst und materiellen Gütern, oder nach Vergnügungen und Zerstreuungen, wobei Einer den Andern zu überholen sucht und Keiner nur eine Minute verweilt, um dem zusammenstürzenden Nachbar die Hand zu reichen. Ich bin zwar kein Freund des Mittelalters mit seinem Faustrecht und seiner privilegirten Räuberei, seinen Kaisern und seinen Päpsten, seinen groben Rittern und seinen feisten Pfaffen, seinen Minnesängern und übersinnlichen Frauen; aber all das Volk ist noch tausendmal amüsanter und mir weit lieber als unser schacherndes, feilschendes, jammervolles Börsenvolk, dieses elende, Mäkler-, Fixer- und Jobbergeschlecht, diese Krämer, Speculanten und Materialisten, welche dem Teufel nicht für Macht, Wissen oder Sinnenlust, sondern um schnöden Mammon ihre Seele verschreiben, die jedoch selbst dem Satan noch zu schlecht dünkt."

Dem Fürsten entging nicht der üble Eindruck, welchen die kühne Expectoration seines Begleiters auf die Gesellschaft und besonders auf den beleidigten Windeck hervorbrachte. Er warf daher dem Philosophen einen vernichtenden Blick zu und beeilte sich, die Ungeschicklichkeit desselben so schnell als möglich wieder gutzumachen.

„Verzeihen Sie," sagte er lächelnd, „einem einsamen Büchergelehrten, wenn der philosophische Schulstaub ihm den Blick für das wirkliche Leben trübt und und die Gegenwart in grauem Dunst erscheinen läßt. Glücklicher als er, habe ich bereits in meiner Heimat und besonders in Amerika die Gelegenheit gehabt, die Welt und unsere Zeit in einem andern Licht zu sehen. Ohne für seine Schwächen blind zu sein, bewundere ich die Fortschritte dieses Jahrhunderts, das sich dreist der Vergangenheit mit ihren größten Denkmälern an die Seite stellen darf. Baut man auch heut keine Dome und Kirchen mehr mit frommem Glaubenseifer, so läßt man dafür ganze Städte aus dem Nichts erstehen. Um die riesigen Fabriken

und ihre Dampfschlote sammelt sich eine neue Bevölkerung, wachsen die Paläste der Industrie, die Wohnungen der Arbeiter empor, werden Canäle gegraben, von Schiffen belebt, welche die Ströme mit dem Meer verbinden und die Erzeugnisse der menschlichen Thätigkeit von Stadt zu Stadt, von Land zu Land weitertragen, Wohlstand verbreitend, Reichthum schaffend, Bildung fördernd. Die Wüste verschwindet, der Urwald fällt unter der Axt des Regulators, der Sumpf wird ausgetrocknet und muß der Cultur und ihrem Segen weichen. Ueber schwindelnde Höhen und Abgründe, durch die Eingeweide der Erde, über tosende Ströme braust die neue Kraft des Dampfes und trägt die Locomotive auf ihren Schwingen, Raum und Zeit verschwinden lassend, Handel und Verkehr zu nie geahnter Höhe erhebend. Auch das ist ein Wunder, auch hier ist Poesie, die Poesie einer neuen, großen gewaltigen Zeit."

„Das heißt mir aus der Seele gesprochen," rief der entzückte Gutsbesitzer, indem er dem Fürsten

warm die Hand drückte. „Können wir auch keine Dome bauen, so schaffen wir dafür Eisenbahnen.“

„Und außerdem,“ fügte Elfriede hinzu, „genießen wir in der Gegenwart den Rückblick auf die Vergangenheit und ihre Wunder, indem wir uns an ihnen stärken und erheben dürfen. Wir kehren aus dem lauten Getümmel des Lebens nach der Arbeit, die uns, wie jeder Generation, auferlegt ist, zu ihr zurück, wie das Kind zu seiner Mutter, wie der Mann zu seiner Heimat und den Erinnerungen seiner Jugend. Ein geheimnißvolles Band verknüpft das gegenwärtige Geschlecht mit seinen Vorgängern und gibt uns das Gefühl des Zusammenhanges mit all den erhabenen Schöpfungen und Denkmälern früherer Zeiten. So nur wissen wir, daß wir eine Geschichte haben und daß wir Glieder eines großen Ganzen, der sich immer höher entfaltenden Menschheit sind.“

„Sie haben,“ stimmte ihr der Künstler versöhnend bei, „meinen eigenen Gedanken Worte geliehen, und ich möchte nur noch von meinem Standpunkte hinzufügen, daß Vergangenheit und Gegen-

wart, Idealismus und Realismus sich keineswegs feindlich gegenüberstehen. Eine unsichtbare Brücke baut sich von dem einen Ufer zu dem andern vor dem geistigen Auge auf. Es ist die Kunst, welche Beide vereint und mit einander versöhnt. Sie selbst ist ewig, aber jede Zeit verleiht ihr ein eigenthümliches Gepräge. Während aber das Mittelalter danach strebte, seine Ideale zu verwirklichen, sucht die Neuzeit in der Wirklichkeit ihre Ideale zu finden. Beide sind berechtigt und haben in ihrer Weise Großes geleistet, woran wir uns mit Recht erfreuen dürfen."

Damit war die durch den Philosophen herbeigeführte Differenz beseitigt und die frühere Stimmung wiederhergestellt. Elfriede aber wußte es in ihrer Seele dem Fürsten Dank, daß er die Empfindlichkeit ihres Vaters in so feiner Weise versöhnt und dessen verzeihlicher Eitelkeit, da er selbst zu den großen Industriellen zählte, geschmeichelt.

Sie vermied nicht mehr, wie sie es früher gethan, seine Annäherung, und richtete jetzt öfter das

Wort an ihn, indem sie zugleich mit steigender Unbefangenheit und sichtlichem Wohlgefallen den Schilderungen seiner weiten Reisen und den Berichten über verschiedene interessante Persönlichkeiten zuhörte, die er aus eigener Anschauung genauer kannte. Auch der Baumeister betheiligte sich lebhaft an der Unterhaltung und bestätigte meist die Urtheile des Fürsten über Personen und Zustände, indem er der Bildung und dem Scharfblick des Letzteren die vollste Anerkennung zu zollen schien, während der gutmüthige Windeck still, aber innerlich befriedigt bald den Fürsten, bald seine Tochter wegen ihres Geistes und ihrer Kenntnisse bewunderte, stolz auf die Erziehung seiner von ihm angebeteten Elfriede.

Nur Enrico Müller folgte in respectvoller Entfernung mit verdrossener Miene, und innerlich über die Verkehrtheit der Welt, über den vermeintlichen Abfall seines Gönners und über die „Phrasen" spottend, mit denen nach seiner Meinung die Gesellschaft hier Staat machen wollte. Zuweilen stieß er, trotzdem seine verbesserte Lage sich auch äußer-

lich durch eine fast elegante Toilette ankündigte, einen schweren Seufzer aus, als wäre er noch immer der unglücklichste aller Sterblichen, vollkommen lebensmüde und seines elenden Daseins überdrüssig.

II.

Ein deutscher Abend.

Der Künstler hatte im Laufe des Gespräches die Gesellschaft eingeladen, ihm auf seine Besitzung in der Nähe der Stadt zu folgen und den Rest des Tages, sowie den Abend bei ihm zu verleben. Die Freunde waren sogleich bereit, seine Aufforderung anzunehmen, und auch der Fürst schloß sich mit seinem Begleiter zuvorkommend an.

Mitten zwischen freundlichen Gärten und herrlichen Baumgruppen lag der reizende Sommersitz des Baumeisters, keine moderne Villa, mit üppigem Luxus ausgestattet, sondern ein behagliches Bürgerhaus aus der guten alten Zeit, mit der schönsten Aussicht auf den nahen Strom und die aus seinen Fluthen aufsteigende Stadt.

Am Thore begrüßte sie die wackere Hausfrau,

welche durch einen Boten von der Ankunft der Gäste bereits in Kenntniß gesetzt war, mit zuvorkommender Liebenswürdigkeit.

Die ganze Einrichtung zeugte von dem gediegenen Wesen der Bewohner und entfaltete die größte Einfachheit, mit Würde und Schönheit verbunden.

Ein großer Saal mit geöffneten Glasthüren stieß auf einen grünen Laubgang von rankenden Reben, der wie eine Galerie eine Reihe der schönsten Landschaftsbilder bot, da die absichtlich angebrachten Unterbrechungen den freien Anblick der malerischen Umgebung gestatteten.

An den Wänden hingen einige berühmte Kupferstiche und Gemälde der altdeutschen Schule, darunter eine vortreffliche Copie des bekannten Altarbildes von Johann van Eyck und eine Ansicht des Domes in seiner projectirten Vollendung von des Künstlers eigener Hand.

Stühle, Tische und Schränke, von schwerem Eichenholz kunstvoll geschnitzt, waren wirkliche Antiken und von dem Besitzer nach und nach mit Geschmack

gesammelt. Nur das Pianino, ebenfalls von Eichenholz, war nach seinen eigenen Angaben in demselben Styl von einem geschickten Holzschnitzer angefertigt worden.

Der ganze Saal mit seinen braunen Ledertapeten, der getäfelten Decke und den alten Möbelstücken machte einen ungemein harmonischen Eindruck, und jeder Besucher fühlte unwillkürlich, daß hier ein echter deutscher Künstlergeist wohnte und waltete. Da war nichts Gemachtes, nichts Gesuchtes, kein Haschen nach dem Absonderlichen, kein eitles Schaugepräge, Alles schlicht, einfach und übereinstimmend, wohlthuend dem Auge und dem gebildeten Geschmack.

Mitten im Saale stand der bereits gedeckte Familientisch, über den das weiße Leinentuch wie frisch gefallener Schnee gebreitet war. Rheinweinflaschen mit grünen Römern und Vasen mit duftenden Blumen schmückten die Tafel und verliehen ihr ein poetisches Ansehen.

Während die Gäste mit dem Hausherrn noch in dem grünen Rebengange verweilten und die herr-

liche Aussicht bewunderten, rüstete die geschäftige Wirthin das bescheidene aber reichliche Mahl.

Außer der bekannten Gesellschaft hatten sich noch einige eingeladene Künstler und Kunstfreunde, meist junge Männer, Architekten, Maler und Gymnasial-Lehrer mit ihren Frauen und Töchtern nach und nach eingefunden, mit denen der Baumeister gewöhnlich zu verkehren pflegte. Bei Tische herrschte eine maßvolle Heiterkeit. Ernst und Scherz wechselten in bunter Fülle, und manches tiefe, sinnige Wort wurde ungesucht geäußerst, manch glänzender Gedanke ohne jede Anmaßung, Prätension, wie selbstverständlich, zu Tage gefördert.

Der Fürst, welcher in der Nähe der anspruchslosen Wirthin an Elfriedens Seite saß, bewunderte mit Recht den hohen Bildungsgrad, die Tüchtigkeit des Urtheils, den Reichthum an Kenntnissen und Wissen, der ihm hier von allen Seiten überraschend entgegentrat.

Im Stillen verglich er damit die Leistungen der ihm bekannten Pariser Kreise, in denen er sich bisher bewegt. So parteiisch er auch diese beur-

theilte, da sie ihm näher standen und gleichsam seinem eigenen Wesen verwandter waren, so mußte er doch unwillkürlich dem deutschen Geist in seiner Tiefe und Gediegenheit den Vorzug geben.

Fand er auch dort mehr gesellschaftliche Routine, Gewandheit, Glanz und Kühnheit des Ausdrucks, geistreichere Einfälle, brillante Paradoxen, schlagfertigeren Witz, leichteren Scherz, das ganze strahlende, schillernde und prasselnde Feuerwerk des Esprits, so begegnete er hier einer weit größeren Gedankentiefe, einem weit höheren Ideenflug und einem unbeschränkteren Horizont, und statt des Raketenfeuers einer wohlthuenden Wärme des Gefühls.

Während er aber bis jetzt sich fast ausschließlich in aristokratischer Umgebung bewegt und gefallen hatte, sah er sich hier mit einemmal in die ihm fast gänzlich unbekannte Sphäre bürgerlicher Zustände und Verhältnisse versetzt.

Diese äußerlich so schlichten, zum Theil unbeholfenen Männer forderten anfänglich mit ihren pedantischen Manieren seine Spottlust heraus. Als

sich aber im Laufe der Unterhaltung ihr Geist immer reicher und bedeutender entfaltete, ihre mannichfachen Kenntnisse nach und nach wie verborgene Schätze zum Vorschein kamen, ihre kühnen Gedanken wie Lichtstrahlen durch die Dunkelheit hervorbrachen, imponirte ihm diese neue und unerwartete Erscheinung.

Zum erstenmal vielleicht überkam ihn eine Ahnung von der Macht und Bedeutung dieses Bürgerthums, das vorzugsweise in Deutschland sich seit den letzten Jahren zu einer bewunderungswerthen Höhe der Bildung und Cultur emporgeschwungen und in dem sich der deutsche Geist am reinsten und vollkommensten offenbart.

Noch mehr als diese Männer, deren Ernst und strenge Anforderung an sich und Andere den leichtlebigen Fürsten zurückschrecken mußten, fesselten ihn die sanfteren und nachsichtigeren Frauen, vor Allem aber Elfriede in ihrer Eigenthümlichkeit. Gerade ihre Sprödigkeit, diese wunderbare Mischung von rücksichtsloser Offenheit und zaghafter Zurückhaltung, von jungfräulicher Scheu und überraschender Kühnheit, von Schärfe und Milde, von wunderbarer

Tiefe und höchster Klarheit in ihrem Urtheil reizten den verwöhnten Mann und forderten unbewußt seine Eigenliebe heraus.

Er wollte ihr gefallen und entwickelte daher all die ihm zu Gebote stehende Liebenswürdigkeit. Wie ein geschickter Virtuose sein Instrument, so beherrschte er die Unterhaltung, indem er die verschiedensten Töne anschlug, bald von Dur in Moll übersprang, Scherz mit Ernst, die gewagtesten Behauptungen mit den sanftesten Empfindungen, die glänzendsten Schilderungen mit den feinsten Bemerkungen abwechseln ließ.

Obgleich Elfriede nichts weniger als eine leicht empfängliche Natur war, so konnte sie doch der Vielseitigkeit ihres neuen oder vielmehr alten Bekannten nicht ihre Anerkennung versagen. Die ganze Erscheinung des Fürsten verfehlte auch nicht, auf sie einen angenehmen Eindruck zu machen, und der Zauber, der ihn umgab, bewährte selbst an ihr die alte magische Kraft, wenn auch nicht in dem Maße wie bei anderen Frauen.

Mit sichtbarem Wohlgefallen lauschte sie seinen

interessanten Mittheilungen, in die er gewandt manche selbst der ernstesten Frau angenehme Artigkeit und Schmeichelei zu mischen verstand. Unwillkürlich belebte sich ihr strenges, ruhiges Gesicht, und mehr als einmal lächelten heute ihre dessen ungewohnten Lippen, während ihn die klaren blauen Augen halb erschrocken, halb freundlich anblickten.

Im Laufe der Unterhaltung mit ihr hatte sich das Gespräch von der Ferne und den großen Städten auf die Heimat und die beschränkten Verhältnisse derselben gewendet. Der Fürst sprach unumwunden seine Abneigung gegen das traurige Land und seine verkommene Bevölkerung aus, während Elfriede beide lebhaft in Schutz nahm, indem sie ihn zugleich aufforderte, sich durch den eigenen Augenschein zu belehren, welche große Umwandlung in den letzten Jahren seiner Abwesenheit durch die gesteigerte Industrie stattgefunden.

„Sie werden," bemerkte sie eifrig, „unsere Heimat nicht wiedererkennen. Alles hat sich verändert und ich darf wol sagen, auch zum Besseren gewendet. Ich glaube, daß Sie sich einigermaßen

in dieser neuen Welt gefallen werden, da Ihnen die amerikanischen Zustände ein so großes Interesse abgewonnen haben. Wie dort, wenn auch nicht mit derselben Schnelligkeit und in gleich riesiger Dimension, entwickelt sich ein frisches und überraschendes Leben, wachsen mächtige Anlagen, großartige Hüttenwerke und Fabriken aus dem Boden, oft mitten in den eben erst gelichteten Wäldern empor. Wo sonst die elende Hütte des verarmten Bauers gestanden, erhebt sich jetzt ein mächtiger Industriepalast, und rings um ihn schaaren sich die freundlichen, reinlichen Wohnungen der fleißigen und geschickten Arbeiter. Wüsten werden bepflanzt, öde Strecken bebaut, Canäle gegraben, und wo sonst auf elenden Wegen sich mühsam das traurige Fuhrwerk im Sande und Schmutze fortschleppte, fliegt jetzt auch bei uns auf glatten Schienen die beschwingte Locomotive."

„Sie malen in der That so schön," entgegnete der Fürst mit verbindlichem Lächeln, „daß Sie mich wirklich begierig machen, die Heimat wiederzusehen, welche keinen liebenswürdigeren Boten mir schicken konnte, um mich an sie zu erinnern."

„Sie sind vielleicht schon auf dem Wege dahin?" fragte Elfriede. „Ich hätte also meine Worte sparen können."

„Vorläufig will ich nur einen kleinen Ausflug nach Wiesbaden machen, wo ich von einigen Bekannten erwartet werde. Möglich, daß ich, veranlaßt durch Ihre Schilderung, mich noch entschließe, weiterzugehen und meiner Mutter einen Besuch abzustatten. Schwerlich aber dürfte ich meinen dauernden Aufenthalt auf unseren Besitzungen nehmen. Ich bin einmal ein verwöhntes Weltkind und kann die große Stadt nicht entbehren, nicht begreifen, wie man auf dem Lande leben, und sich glücklich fühlen kann."

„Es kommt nur auf einen Versuch, vor Allem aber darauf an, daß man eine genügende und den Geist befriedigende Beschäftigung findet."

„Daran würde es mir eben fehlen."

„Ein seltsames Bekenntniß in dem Munde eines Mannes," entgegnete sie in ihrem gewohnten scharfen Ton, den sie jedoch schon im nächsten Augenblicke bereute.

„Ich bin einmal," sagte er mit trüben Lächeln, „ein unverbesserlicher Müßiggänger. Meine Verhältnisse, meine ganze Stellung zwingen mich dazu, die Hände in den Schoß zu legen."

„Dann würde ich darauf verzichten und die unnütze Last von mir werfen."

„Das ist leichter gesagt, als gethan. Wir leben nicht mehr in den Zeiten der Romantik, wo Könige und Fürsten Schäfer wurden, bis eine gütige Fee sie auf den Thron führte und ihnen durch ein Wunder die vorenthaltene Krone auf das Haupt setzte."

„Wenn ich ein Mann wäre, würde ich keiner Fee bedürfen, mir die Krone zu schenken. Ich würde um sie kämpfen und ringen."

„Ich bin nicht ehrgeizig. Wozu all die Arbeit um ein Leichentuch?"

„Verzeihen Sie mir, aber das ist nach meiner Meinung eine falsche Philosophie. Das Dasein legt uns Pflichten auf, und Leben heißt Wirken und Streben. Bleibt uns denn wirklich nichts mehr übrig als ein Leichentuch? Ich denke, daß die gro-

ßen Seelen aller Zeiten diese poetische Phrase längst widerlegt haben."

„Helden und Genies sind Ausnahmen; ich zähle mich zu dem alltäglichen Mittelgut."

„Das kann Ihr Ernst nicht sein. Jeder Mensch ist zum Helden geboren und kann in seinem Kreise das Höchste leisten. Nur muß er uicht vor der Arbeit und dem Widerstand der Welt zurückschrecken. Mit Willenskraft und Energie scheint mir jedes Ziel erreichbar."

„Aber nicht jeder Baum findet den geeigneten Boden, Licht und Luft, um sich zu entfalten."

„Gerade dem härtesten Gestein entsteigt die Riesentanne, indem sie mit ihren Wurzeln den starren Felsen sprengt, bis sie auf fruchtbares Erdreich stößt. Aus Noth und Beschränkung haben sich unsere bedeutendsten Geister emporgearbeitet; die Schranken waren ihnen nur ein Sporn mehr, und an den Hindernissen stählte und erprobte sich ihre Kraft, bildete sich ihr Charakter. Doch Sie lächeln?"

„Ich bewundere nur die Weisheit im Munde der Schönheit, goldene Früchte in silbernen Schalen."

„Sie spotten über mich und Sie thun mir Unrecht.“

„Der Himmel behüte! Ich fühle die Wahrheit Ihrer Worte —“

„Und lachen darüber.“

„Nein, ich habe Lust, Ihnen zu folgen, wenigstens meine Heimat wiederzusehen und zu versuchen, ob ich mir daselbst einen angemessenen Wirkungskreis zu schaffen vermag.“

„Oh! Das wird Ihnen sicher gelingen, und mein Vater, der die dortigen Verhältnisse genauer kennt und Ihnen darüber Auskunft geben kann, wird sich gewiß freuen, wenn Sie ihm Gelegenheit geben, Ihnen zu dienen.“

„Und ich werde und darf auch meine Egeria wiedersehen und ihre Orakelsprüche hören?“ fragte der Fürst, indem er seine flammenden Blicke auf sie richtete.

Das Zeichen, welches jetzt der Wirth zum Aufheben der Tafel gab, ersparte ihr die Antwort und jede weitere Verlegenheit. Bald gesellte sich Elfriedens Vater, der sein geliebtes Töchterchen auf die

Stirne küßte, dazu, indem er dem Fürsten ebenso freundlich die Hand und eine gesegnete Malzeit bot.

Dieser theilte ihm mit, daß er willens sei, nächstens die Heimat wiederzusehen und sich einige Zeit auf seinen oder vielmehr auf den Gütern seiner Mutter aufzuhalten.

„Da thun Sie Recht daran," sagte der gutmüthige Windeck, „Sie kennen ja das alte Sprichwort: Ueberall ist es gut, zu Hause aber am besten. Als nächster Nachbar hoffe ich, daß Sie mir die Ehre erzeigen werden, mich auch zu besuchen."

„Gewiß, und ich nehme Ihre Einladung um so lieber an, da mir Fräulein Elfriede Hoffnung macht, daß Sie mir in meinen vielfach verwickelten Verhältnissen beistehen würden."

„Das hat mir das Mädchen ganz aus der Seele gesprochen," entgegnete der geschmeichelte Vater. „Durchlaucht haben nur über mich zu gebieten, und was in meinen Kräften steht, werde ich gewiß thun, um Ihnen beizustehen. Ich kenne Grund und Boden auf Ihren Gütern wie meine eigene Tasche, weiß, was sie werth sind, was sie bringen,

und daß sie das Doppelte und Dreifache tragen müßten, wenn sie anders bewirthschaftet würden. Allen Respect vor der Frau Fürstin und ihrer Thätigkeit; aber Weiberregiment ist eben wie Aprilwetter, ohne Consequenz und ohne System, am unrechten Orte geizend uud zur Unzeit verschwenderisch; man spart einen Thaler und wirft hundert fort, haut den Baum um, um die Früchte zu genießen, und drischt das Stroh erst, wenn das überreife Korn bereits herausgefallen ist."

Wahrscheinlich würde der würdige Gutsbesitzer, der sich hier ganz in seinem Elemente befand, seine ökonomischen Winke, Bilder und Belehrungen noch länger fortgesetzt haben, wenn nicht die hellen Klänge des Pianino ihn unterbrochen hätten. Eine Dame aus der Gesellschaft und die liebenswürdige Hausfrau sangen eines jener süß melancholischen Duette von Felix Mendelssohn mit tiefem Gefühl und ergreifender Wirkung.

Nachdem der Gesang verklungen, wurde Elfriede, deren musikalisches Talent dem Baumeister bekannt war, aufgefordert, dem gegebenen Beispiele

zu folgen. Mit leichtem Erröthen, da sie nur selten in einer fremden Gesellschaft aufgetreten war, wählte sie unter den aufgelegten Compositionen Mozart's „Veilchen," diese einfach zarte und doch so wunderbar ansprechende Melodie.

Nach und nach streifte sie ihre natürliche Befangenheit ab und entfaltete immer schöner und herrlicher einen ebenso bezaubernden als trefflich ausgebildeten Sopran. Aus den reinen Tönen sprach die volle Seele und eine hinreißende Begeisterung, verbunden mit einer seltenen Keuschheit der Empfindung.

Sie selbst wurde zum lieblichen Veilchen, vom Dufte der Poesie umschwebt, ein verkörpertes Frühlingslied.

Die Musik schien ihre Züge zu verklären, den starren Ernst ihres eigenthümlichen Wesens zu lösen und wie ein erwärmender Sonnenstrahl ihre jungfräuliche Sprödigkeit in milde Wehmuth hinzuschmelzen. Es war, als wenn die Hülle von ihrem Geist gefallen wäre, als ob in diesem Augenblick all die verschlossenen Knospen ihres Herzens

sich öffnen und den neuen Lenz verkündigend sich erschließen wollten.

Man hatte das Lied des Meisters sicher schon besser und in größerer künstlerischer Vollendung, aber gewiß nicht gefühlvoller und anmuthiger vortragen gehört. Die Sängerin war gleichsam mit ihrem Gesange verschmolzen, aufgegangen in der schlichten, süßen Melodie, in vollster Harmonie mit ihrem Liede.

So stand sie in gänzlicher Selbstvergessenheit, wie losgelöst von der irdischen Welt, gleich einem der singenden Engel auf dem Altarbild des frommen Johann van Eyck, das über ihrem Haupte hing.

Der stumme Beifall, welcher ihr zu Theil wurde, zeugte am besten für den mächtigen Eindruck auf die Seele ihrer Hörer.

Zu allen Zeiten übte die Musik auf die sinnliche Natur des Fürsten einen überwältigenden Zauber aus. Diese Wirkung wurde nur noch mehr durch Elfriedens Erscheinung und durch den eigenthümlichen Contrast zwischen ihrer äußeren Ruhe und inneren Bewegung gesteigert. Sie erschien

ihm als ein interessantes Problem, als ein schönes Räthsel, dessen Auflösung seine leicht erregbare Phantasie beschäftigte.

„Ich bin," sagte er, ihr näher tretend, „Ihnen, mein Fräulein, zu großem Danke verpflichtet. Erst durch Sie habe ich die ganze Schönheit und Bedeutung des deutschen Liedes kennen gelernt."

„Sie sind gewiß ebenfalls musikalisch?" fragte sie, fast in trivialer Weise seine ferneren schmeichelhaften Ergießungen abschneidend.

„Wer ist das nicht heute in der Gesellschaft, wo die Musik sich einzustellen pflegt, wenn der Stoff für die Unterhaltung ausgeht, oder ein Mangel an Gedanken eintritt? Man lernt ein Instrument, wie man Whist spielen lernt. Von solcher Conversations-Musik kann neben dem hier Geleisteten keine Rede sein. —"

„Ich liebe auch nicht die Kunst, wie sie in der gewöhnlichen Gesellschaft betrieben wird; aber es gibt Ausnahmen, und eine derartige scheint mir das Haus unseres Wirthes zu sein, wo der feinste Geschmack und das tiefste Verständniß sich kundgibt."

„Um so schwerer muß es sein, einen so gebildeten Hörerkreis zu befriedigen. Dazu gehört ein Künstler und nicht ein bescheidener Dilettant wie ich."

„Und ich glaube sicher, daß hinter der Bescheidenheit des Dilettanten sich ein wirklicher Künstler verbirgt. Sie haben sich selbst über Tisch verrathen, als Sie mir sagten, daß Liszt Ihr Lehrer und Ihr Landsmann Chopin, den ich bewundere, Ihr Freund sei. Lassen Sie uns eine seiner wehmüthigen Compositionen hören, aus denen gleichsam das trauernde Polen in den rührendsten Tönen zu klagen scheint."

Der Fürst verneigte sich zum Zeichen seiner Einwilligung und setzte sich an das Pianino, indem er nach einem glänzenden Präludium eine bekannte Polonaise von Chopin in meisterhafter Vollendung vortrug. Er war in der That ein brillanter Clavierspieler und in den Salons der Pariser Welt als ein ausgezeichneter Virtuose bekannt und bewundert. Heute aber fügte er zu der technischen Höhe noch die tiefe seelenvolle Ausführung hinzu,

angeregt durch die Wahl der ihm naheliegenden und verwandten Composition des ihm in der That befreundeten Chopin, sowie durch die erhöhte Stimmung, in der er sich selbst befand und von der er sich hinreißen ließ. Nie zuvor, das fühlte er selbst, hatte er mit solcher Verve und so tiefer Empfindung gespielt, sich so gänzlich von dem Geiste des Componisten erfüllen lassen, dessen Feinheit und Grazie er glücklich sich anzueignen gewußt.

Auch auf ihn wirkte die geistige Atmosphäre, in der er sich augenblicklich befand, begeisternd und erhebend ein, so daß er sich selbst übertraf.

Als der Fürst geendet hatte und um sich blickte, bemerkte er in einer Ecke des Saales die gleichsam noch dem Nachhall lauschende Elfriede mit gefalteten Händen und leise gerötheten Wangen. Eine Thräne glänzte in ihren blauen Augen, während bei dieser Entdeckung ein schnell verschwindendes Lächeln um seine Lippen unmerklich zuckte.

Unterdessen hatte die untergehende Sonne und die erfrischende Kühle des Abends die ganze Gesellschaft aus dem Saale ins Freie gelockt. In der

offenen Rebengalerie wurde eine lange Tafel aufgeschlagen, in deren Mitte sich die mit Blumen bekränzte Pfirsichbowle lockend zwischen den strahlenden Gartenlampen wie eine den Göttern der Freude geweihte Opferschale erhob.

Die Gläser wurden gefüllt und angestoßen; in ihren hellen Klang mischten sich die frohen Rundgesänge heiterer Männer und liebenswürdiger Frauen, abwechselnd mit den vierstimmigen Liedern eines ausgezeichneten Quartetts, von den Freunden des Hauses gebildet.

Wenn die süßen Töne der Musik verstummten, trat die Rede in ihr Recht, flatterte der Scherz wie ein Schmetterling von Blume zu Blume, regten Humor und Witz die klingende Schellenkappe, entfaltete der Geist seine mächtigen Schwingen.

Das war ein Abend, um den es sich lohnt zu leben.

Am blauen Himmel strahlte der silberne Mond, das leichte, lockere Gewölk zur Glorie verwandelnd, mit seinem magischen Schein die fliehenden Wellen und die dämmernde Ferne verklärend, daß sie wie

der Traum des Dichters, wie das bezauberte Märchenland unserer Sehnsucht und Wünsche erschien.

Ueber den Bergen glänzten die goldenen Sterne, schossen feurige Raketen und Leuchtkugeln aus den Weingärten wie Boten der Freude, von der Erde zum Himmel gesendet, in die Höhe empor. In den Bäumen säuselte der erquickende Abendwind und spielte mit den schlummernden, träumenden Blättern, oder löste eine frühreife Frucht von dem be schwerten Ast, daß sie, den Segen des nahen Herbstes verkündigend, in den Schoß des weichen Rasens fiel.

Durch das Rebenlaub stahlen sich die Mondstrahlen und segneten die schwellenden Trauben und die Arbeit des Winzers. Leichte Elfen schwebten auf den Ranken und belauschten die im Schlafe leise singenden Vögel, den geschäftigen Maulwurf und die geschickte Spinne in ihrem Silbernetz.

In der Nähe und Ferne ein überirdisches Singen und Klingen, als zögen Geisterchöre durch die milde Luft, als stimmten die Nixen des Stromes

ihre geheimnißvollen, verlockenden Lieder an. Dort auf den Wellen ein leichter Nachen, aus dem Gesang ertönte; hier in dem schattigen Gange ein liebendes Paar, Arm in Arm geschlungen, leise flüsternd und plötzlich, als genügte seiner Seligkeit nicht mehr das gesprochene Wort, in Tönen aufjauchzend, während ein lustiger Zechbruder ein Trinklied mit weinseliger Zunge lallte.

Und das Alles, Mond und Sterne, Wasser und Land, Bäume und Blumen, Lieder und Worte zur vollsten Harmonie, zu Einem Accord der Freude, zu einem einzigen Jubelchor verschmolzen, Berg und Thal, Höhe und Tiefe mit einander verknüpfend und auf mächtigen Schwingen den Menschengeist hoch über das alltägliche Dasein und die gemeine Wirklichkeit emportragend zu der wahren Heimat der Seligen.

In solcher Nacht steigen die Engel zur Erde nieder, während die Menschen zum Himmel aufschweben, fallen die selbstgezogenen Schranken, öffnet sich das Herz dem Herzen, versteht die Seele ihre Schwesterseele, der Geist den Brudergeist, kehrt das

verlorene Paradies zurück, scheint das Leben erst des Lebens werth.

In solcher Nacht lernte Elfriede den Fürsten und mit ihm ihr eigenes Herz und seine unbewußte Sehnsucht kennen.

III.

Im Mondschein.

Als der Fürst am nächsten Morgen erwachte, glaubte er nur einen schönen Traum geträumt zu haben. In der Rückerinnerung genoß er noch einmal die so herrlich und heiter verlebten Stunden der ersten reinen Freude, die er seit Jahren wieder in einem Kreise edler und hochgebildeter Menschen empfunden hatte.

Vor seiner Seele stand das Bild Elfriedens, die mit ihrem Vater sich von ihm freundlich verabschiedet und ihn nochmals aufgefordert hatte, an die Heimat und an seine Mutter zu denken.

Sie selbst hatte ihn in seinem längst gehegten Plan bestärkt, und er war jetzt mehr als je entschlossen, ihn auch auszuführen und sich mit seiner Mutter auszusöhnen, oder vielmehr gütlich ausein=

anderzusetzen. Ohne ganz klar über die Art und Weise zu sein, hoffte er in dem praktischen, und wie er wußte, auch von der Fürstin hochgeachteten Windeck den geeigneten Beistand und eine kräftige Stütze zu finden.

Mit lebhafter Phantasie sah er sich bereits im Besitz der ihm vorenthaltenen Güter und in einem seinem Range und seiner Stellung angemessenen Wirkungskreise, an der Spitze der Verwaltung, ordnend, schaffend, thätig, überall eingreifend und die wohlverdienten Früchte seiner Arbeit erntend.

In diese Träume mischte sich aber unwillkürlich der Gedanke an Elfriede, die ihn lebhafter interessirte, als er sich selbst gestand.

Eine derartige Frauennatur war ihm in den Kreisen, in denen er sich bisher bewegt hatte, noch nicht erschienen. Ihr jungfräuliches Wesen reizte seine Einbildung, und der fortgesetzte Umgang und Verkehr mit ihr ließ ihn die voraussichtliche Langweile und Entbehrung in der Heimat und auf dem Schlosse seiner Mutter in erträglichem Lichte jetzt erscheinen.

Gerade der Contrast ihrer reinen und bedeutenden Erscheinung mit der leichtfertigen und frivolen Frauenwelt der Pariser Gesellschaft verlieh ihr nur einen neuen Zauber in seinen Augen und machte sie ihm nur noch wünschenswerther.

Mit diesen Phantasien verband sich unbewußt der Nimbus des Reichthums, der dem Manne gewiß verzeihliche Wunsch nach sicherem Besitz und geordneten Verhältnissen. Die Hand Elfriedens konnte ihn aus allen Verlegenheiten reißen, und eine Verbindung mit ihr erschien ihm wie die sichere Rettung aus der ihn bedrohenden Noth.

Seine erste Ehe war im Rausche der Jugend geschlossen; jetzt dachte er als gereifter Mann, wenigstens in diesem Augenblick, und unter dem Eindruck des gestrigen Abends glaubte er noch an die Möglichkeit eines häuslichen Glückes, einer ruhigen, von allen Stürmen und Leidenschaften freien Zukunft. War er doch nicht der erste Mann, der nach einer wilden Jugend in dem Hafen der Ehe Befriedigung und ein kaum erwartetes Wohlsein gefunden.

Immer weiter spann er die losen Fäden der aufkeimenden Neigung, des egoistischen Strebens und auch der besseren und reineren Empfindungen, der Reue um ein verlorenes, der Hoffnung auf ein neues Leben.

Wünsche und Pläne, Vorsätze und Entschlüsse schossen hin und her, kreuzten und verschlangen sich zu einem anfänglich lockeren, dann immer dichteren Gewebe, das allerdings noch immer in der Luft hing und von jedem Windhauch zerstört werden konnte.

Vor Allem drohte diesem neuen Glückstraum die geheimnißvolle Gewalt der Vergangenheit, welche uns mit ewigen Ketten an sich fesselt und nicht wieder losgibt.

Wie ein Gespenst begleitet sie uns unsichtbar auf allen ferneren Schritten, erscheint sie plötzlich und mahnt uns an die längst vergessene Schuld. Mitten in unseren Freuden, und wenn wir die Früchte der Gegenwart vom Baum des Lebens pflücken wollen, steht sie vor uns mit dem steinernen Medusen-Angesicht und lähmt die ausge-

streckte Hand und den Geist in seinen besten Entschlüssen.

Wir sind die Sklaven unserer eigenen Handlungen, und unsere Thaten stehen wider uns auf und schlagen unsere besten Gedanken und Vorsätze zu Boden.

Das empfand der Fürst auch in dieser Stunde, als plötzlich in seiner Seele die arme, gestern fast vergessene Judith wieder auftauchte und ihn an seine Schwüre und Versprechungen mahnte. Sie hatte ihm das größte Opfer gebracht und er hatte es von ihr angenommen.

Konnte und durfte er sie verlassen, für ein Phantom hingeben den lockenden Genuß des schönsten Weibes, die freieste Liebe und Hingebung mit dem kalten Einerlei des langweiligen Ehebettes vertauschen?

Der Fürst war aus Paris heimlich abgereist, da der eifersüchtige Herr Dumoulin seine sämmtlichen Schulden und Wechsel an sich gekauft hatte, um sich an ihm wegen des Verlustes seiner Geliebten zu rächen. Wollte er nicht nach St. Pélagie als

Schuldgefangener wandern, so blieb ihm nichts übrig, als mit Judith und dem ergebenen Enrico Müller zu fliehen und mit Hilfe des Spielprofessors sein Glück, wie er längst beabsichtigt hatte, am grünen Tisch zu versuchen.

Ein Creditbrief, den er von seiner Mutter erwartet hatte, aber nicht vorgefunden, war der Grund seines Aufenthaltes gewesen, während Judith in Wiesbaden in dem Hotel „zu den vier Jahreszeiten" ihn sehnsuchtsvoll erwartete.

Das Alles stand jetzt wieder klar vor dem Geiste des Fürsten, als Enrico Müller in sein Zimmer trat, um die Befehle seines Herrn und Gönners einzuholen.

Mit der äußeren Erscheinung des Philosophen war aber eine höchst merkwürdige Veränderung vorgegangen. Zwar schlotterten noch immer seine langen, mageren Glieder in den weiten Kleidern, aber diese selbst verriethen das Bestreben nach einer gewissen Eleganz und gesuchten Sauberkeit.

Ein blauer Leibrock mit hellen Metallknöpfen hatte die Stelle des alten schäbigen Fracks einge-

nommen und die edlen Beine steckten in Inexpressibles von lichtem grauen Sommerstoff.

Um den dürren, lang gestreckten Hals schlang sich malerisch eine buntseidene Cravate, deren zierlich gebundener Knoten sogar eine keineswegs philosophische Koketterie bekundete. Die großen Hände steckten in gelben Glacéhandschuhen, die allerdings mit Hilfe von Semmelkrumen oder Gummi-Elasticum eine verdächtige Reinlichkeit behaupteten.

Sein früher vernachlässigter Bart war jetzt sorgfältig gepflegt und zugestutzt; über seinem Gesichte aber schwebte eine eigenthümliche Verklärung, eine Art freudiger Wehmuth oder melancholischer Freude, die aus dem Blinzeln seiner kleinen Augen, aus dem verschämten Lächeln seiner schmalen Lippen unbewußt hervorbrach.

Sein ganzes Wesen zeigte eine sichtbare Aufregung, jedoch wunderbar gepaart mit einer Zartheit und Milde in seiner Sprache und den gewählten Ausdrücken.

„Ich wollte nur," flüsterte er jetzt, „mich bei Ihrer Durchlaucht erkundigen, ob wir heute noch

weiterreisen und ob Sie sonst nichts zu befehlen haben."

„Sie scheinen große Eile zu haben, um Ihr Probestück am grünen Tisch abzulegen. Sie glauben also noch immer Ihrer Sache sicher zu sein?"

„So sicher, wie es nur die Wissenschaft zuläßt. Ich habe Ihrer Durchlaucht bereits gesagt, daß sich in jede Berechnung ein Irrthum einschleichen kann, und daß die ersten Mathematiker der Welt sich schon verrechnet haben.

„Aber Sie halten Ihr System für richtig und im Ganzen für begründet?"

„Davon bin ich vollkommen überzeugt, und ich habe Ihrer Durchlaucht bereits mehr als Eine Probe abgelegt. Auch bin ich in jedem Augenblick bereit, mich einer neuen Prüfung zu unterziehen."

„Dazu ist jetzt keine Zeit. Wir müssen uns beeilen, um nach Wiesbaden zu kommen, wo ich, wie Sie wissen, erwartet werde. Vorläufig bestimme ich zehntausend Francs zu unserem Experiment. Ich brauche Ihnen nicht erst Vorsicht zu empfehlen, da Sie meine augenblicklichen Verhältnisse kennen. Nur

mit Mühe und um hohe Zinsen habe ich das Geld aufgetrieben. Es ist meine letzte Ressource, und wenn ich mich in Ihnen täusche, so bleibt mir nichts übrig, als meine Zuflucht zu meiner Mutter zu nehmen, was ich um jeden Preis vermeiden möchte. Außerdem würde ich mich genöthigt sehen, Sie zu entlassen, da ich, wie Sie wol selbst wissen, die Dienste eines Privatsecretärs leicht entbehren kann. Dagegen dürfen Sie auf meine Dankbarkeit rechnen, wenn sich, wie ich voraussetze, Ihr System bewähren sollte. Sie kennen unsere Bedingungen und daß ich Sie an dem zu hoffenden Gewinn mit einer entsprechenden Tantième betheiligen will."

„Ihre Durchlaucht sind zu gütig."

Der Fürst verabschiedete den Philosophen mit einer freundlichen Handbewegung, indem er ihn ersuchte, die Rechnung von dem Oberkellner zu verlangen und den Wagen zur Eisenbahn zu bestellen, was Enrico Müller mit besonderer Freude zu erfüllen schien, als ob es ihm darum zu thun gewesen wäre, so schnell als möglich nach Wiesbaden und an den grünen Tisch zu kommen.

Die Saison in Wiesbaden stand gerade in ihrer vollsten Blüthe; aus allen Weltgegenden hatten sich die Gäste eingefunden, um die dortigen heilkräftigen Bäder zu gebrauchen, oder die gebotenen Vergnügungen zu genießen.

Besonders zahlreich ist zu dieser Zeit die Cohorte der Spieler vertreten, welche sich täglich um den grünen Tisch versammelt. Das ganze Leben und Treiben der Gesellschaft concentrirt sich um den mit ebenso großem Luxus als Geschmack erbauten Cursaal und seine reizenden Anlagen. Die sogenannte feine Welt promenirt oder sitzt unter den schattigen Bäumen, elegante Damen in glänzender Toilette, junge Dandies und alte Roués mit eingekniffenen Lorgnons, die vorüberziehenden Schönheiten musternd.

Die verschiedensten Nationen haben sich ein Rendezvous gegeben und einen Völkercongreß gebildet. In dem bunten Gewühl erblickt man lustige Franzosen mit lebhaften Geberden und lauter Sprache, steife Engländer mit langweiligen und gelangweilten Frauen und Töchtern, vornehme Russen, die Ro=

maden der modernen Welt, Bojaren aus der Moldau und Walachei, halbe Barbaren unter dem Firniß einer oberflächlichen Cultur, und deutsche Philister aus den verschiedenen gesegneten Vaterländern des Heiligen Reiches.

Hier hat sich im Freien eine Art Hofstaat um einen kleinen regierenden Fürsten und seine hohe Gemalin gebildet, ein exclusiver Kreis von aristokratischen Herren und Frauen, von invaliden Generalen, gichtischen Diplomaten und des selig verstorbenen Bundestags Gesandten, verkümmerten Hofmarschällen und Kammerjunkern, verblühten Hofdamen und vergilbten Stiftfräulein.

Man flüstert, politisirt und medisirt, man läßt sich die angesehenen Fremden, einige mecklenburg'sche Junker mit riesigen Gliedern und rosigen Gesichtern, preußische und österreichische Officiere aus der nahen Bundesfestung Mainz vorstellen, nickt gnädig mit dem Kopfe und entfaltet die ganze Würde eines gekrönten Souveräns, der über fünfundzwanzig Quadratmeilen mit fünfzigtausend Einwohnern zu gebieten und ein Heer von hundertfünfzig Mann zu unterhalten hat.

Dort wiegt sich der Frankfurter Bankier mit seiner wohlgenährten Frau und dem reichen Kindersegen in bequemen Sesseln, stolz auf sein Geld, auf die Diamanten und die echte Spitzenmantille der Gattin, auf die Schlauheit seiner Söhne, auf die Bildung seiner schwarzäugigen Töchter, welche Französisch sprechen und Clavier wie Liszt spielen können, während der Berliner Hofrath in seiner Nähe sich im Stillen über das Benehmen des Geldmannes mit der rothnasigen Geheimräthin und ihrer bleichsüchtigen Tochter lustig macht.

Aventuriers knüpfen Bekanntschaften mit einsamen Wittwen an und verlieren sich mit ihnen in den schattigen Laubgängen, um ungestört ihre Gefühle auszutauschen. Schaaren von reizenden Frauen und Mädchen in den wunderbarsten phantastischen Trachten, mit runden und spitzigen Hüten à la jardinière oder à la matelot, braunen und blauen Schleiern, in Seide und Sammt, in Flor und Spitzen gehüllt, schweben wie eine glänzende Wolke vorüber und lassen sich mit nachlässiger Eleganz auf die Doppelreihe von Stühlen niederfallen, bald

umschwärmt von den Mitgliedern des Jockey=Clubs, wie die Blumen des Parks von Schmetterlingen. Da wird geplaudert und gescherzt, kokettirt und geliebäugelt, Verabredungen zu einer Lustpartie oder zu einem stillen Rendezvous in der näheren oder ferneren Umgebung getroffen. Dazwischen spielt die Militärmusik lustige Tänze und beliebte Ouverturen, rauscht der herrliche Springbrunnen und schleudert seinen Strahl, eine in allen Farben des Regenbogens schimmernde Wasserrakete, hoch in die blaue Luft.

Unterdessen haben sich die glänzenden Säle des Curhauses mit den Freunden des Spieles gefüllt; in fünf großen, mit dem feinsten Geschmack und Luxus ausgestatteten Räumen sind die Altäre der launenhaften Glücksgöttin errichtet, werden ihr täglich die theuersten und zuweilen selbst blutige Opfer dargebracht, der Frieden und Wohlstand ganzer Familien, die Ehre und Achtung des Mannes, alle besseren Empfindungen und Gedanken der Frau geschlachtet, so daß die sogenannte Civilisation kein Recht hat, über den Molochdienst und die barbarischen

Menschenopfer der früheren Zeiten und ungebildeten Völker zu spotten.

Jetzt erscheint der Oberpriester, hier Director der Bank genannt, umgeben von einer Schaar dienender Leviten, welche Croupiers heißen. Ein geheimnißvolles Kästchen wird ihm vorangetragen und auf den Altar gestellt: es enthält eine halbe Million in Rollen von glänzenden Goldstücken. Geräuschvoll wird die Cassette geöffnet und ihr verführerischer Inhalt den gläubigen Anbetern gezeigt. Dann ergreift der neue Hohepriester zwei Päckchen mit mysteriösen Blättern, die er mit einer gewissen Feierlichkeit entsiegelt und vor sich niederlegt. Ein dienender Bruder fordert von Zeit zu Zeit mit lauter Stimme die Gläubigen zur Andacht auf, indem er ruft: „Messieurs, faites votre jeu!“

Da sitzen sie mit gespannten Zügen, stieren Augen, bleichen Wangen, angehaltenem Athem, und lauschen den Offenbarungen der Göttin, welche aus dem Rauschen der geheimnißvollen Blätter spricht. Kein Laut wird gehört, nur zuweilen eine leise Verwünschung, ein halber Seufzer oder ein wildes

Zähneknirschen; denn tiefe Stille verlangt auch dieser moderne Cultus des Glückes. Selbst die Gesichter hüllen sich in tiefstes Schweigen und verrathen so wenig als möglich die innere Bewegung.

Nur zuweilen wird ein bleiches Antlitz noch blasser, blitzt aus einem düsteren Auge plötzlich die Verzweiflung auf, zuckt ein Freudenstrahl über die schnell gerötheten Wangen, spielt ein bitteres oder jubelndes Lächeln um den gewöhnlich fest geschlossenen und zusammengepreßten Mund. Man hört keine Klage, keinen Schmerzensschrei der Opfer; nur der eintönige Ruf des Croupiers, das Klingen des Goldes und das Scharren des einziehenden Rechens lassen sich vernehmen.

Dann und wann verläßt ein unglücklicher Mann seinen Sitz und wankt mit gebrochenem Herzen aus dem vergoldeten Saale hinaus; man sieht ihn unter den Bäumen des Parks verschwinden, man hört einen Schuß, und wenn man hinzueilt, findet man eine blutige Leiche, mit zerschmettertem Haupte. Im nächsten Augenblick jedoch ist das alltägliche Ereigniß schon wieder vergessen und ein Anderer tritt in

die Reihe des Gefallenen und nimmt seinen Stuhl ein, ohne Furcht vor dem warnenden Gespenst, wie sich der fanatische Hindu unter die Räder des Götterwagens von Juggernaut wirft, um sich von ihm zermalmen zu lassen.

In diese Gesellschaft trat der Fürst Bulski, in Begleitung der schönen Judith und des Philosophen. Er hatte die ersten Tage auf Wunsch des Letzteren dazu bestimmt, um das Terrain kennen zu lernen und sich zu orientiren.

Während Enrico Müller seine Beobachtungen am grünen Tische anstellte und die Wechselfälle des Glücks studirte, überließ sich der Fürst mit seiner Geliebten den gebotenen Zerstreuungen.

Es fehlte ihm nicht an alten und neuen Bekanntschaften, da ein großer Theil der Pariser Gesellschaft und besonders die sogenannte Demi-monde sich zahlreich eingestellt hatte. Bald wurden Beide in den Strudel der Vergnügungen wieder hineingezogen, so daß der Fürst nur zu schnell alle seine guten Vorsätze vergaß, obgleich das Bild der interessanten Elfriede ihn immer wieder beschäftigte.

Man betheiligte sich an gemeinschaftlichen Ausflügen und Cavalcaden nach dem herrlichen Rheingau und der reizend gelegenen „Platte“ mit ihrer entzückenden Aussicht auf die blauen Berge des Taunus, Spessart und Odenwald, weit über das gesegnete Rheinthal bis nach Bingen hin.

Die schöne Judith sah sich von einer Schaar galanter Anbeter umringt, aber die Anerkennung, welche ihr zu Theil wurde, schien keineswegs die Eifersucht des Fürsten zu erregen, sondern eher seiner Eitelkeit zu schmeicheln. Sie selbst jedoch war weit ernster geworden, nur zuweilen regte sich der alte Uebermuth und die frühere Laune in wilden Ausbrüchen, die fast einen gewaltsamen Charakter annahmen.

Der kurze Traum war verschwunden, und ihre Ahnungen schienen sich zu erfüllen; sie hatte in ihrem kurzen Zusammenleben mit dem Fürsten manchen Blick in seine Seele gethan und seine wechselvolle Chamäleon-Natur genauer kennen gelernt, zum Theil auch darunter schon gelitten.

Wol mochte sie zu der Einsicht gelangt sein,

daß ihrer Verbindung der feste Grund der gegenseitigen Achtung fehlte, auf dem allein das wahre Glück der Liebe ruht. Aber nichtsdestoweniger klammerte sie sich nur um so fester an den Mann, dem sie das größte Opfer gebracht, für den sie Alles hingegeben. Ihre Neigung glich dem armen Schneeglöckchen, das unter der Eisdecke des Winters grünt und für jeden Sonnenstrahl dankbar ist, den ihm der karge Himmel schenkt.

Mit rührender Geduld ertrug sie seine Launen, seine Verstimmung und selbst die Härte und Kälte, welche sie schon jetzt zuweilen und besonders seit der kurzen Trennung an ihm zu bemerken glaubte.

Sie entschuldigte Alles mit seinen zerrütteten Verhältnissen, die ihr kein Geheimniß bleiben konnten, mit seinen Sorgen und vor Allem mit seiner Mutter, gegen die sie eine instinctmäßige Abneigung empfand.

Ihre Liebe schien nur um so mächtiger und heißer zu werden, je mehr sie die Unbeständigkeit derselben erkannte. Gerade die Unsicherheit ihres Glückes verlieh demselben einen neuen Reiz, wie

der Mensch am meisten an den Gütern hängt, die er jeden Augenblick verlieren kann.

Diese inneren Leiden hatten ihre Wangen noch blasser werden lassen, aber zugleich ihrem ganzen Wesen die Weihe eines tieferen Schmerzes verliehen, so daß sie schöner denn je erschien.

Selbst die frivolen Mitglieder des Jockey-Clubs empfanden diesen geheimnißvollen Zauber und beneideten den Fürsten um seine glänzende Eroberung, indem sie sich der Hoffnung hingaben, seine Stelle später einzunehmen.

Endlich war der Tag gekommen, wo Enrico erklärte, daß die beabsichtigten Operationen gegen die Bank eröffnet werden könnten, nachdem er sich nochmals durch seine letzten Beobachtungen von der Richtigkeit seines Systems überzeugt zn haben glaubte.

Zuvor wurden noch die nöthigen Verabredungen getroffen, nach denen der Philosoph diese oder jene Farbe, Zahl und Karte in Folge seiner Berechnungen mit einer kleinen, der Fürst dagegen stets mit einer größeren Summe besetzen sollte. Aus

Vorsicht wurde noch beschlossen, die ersten Tage nur unbedeutende Posten zu wagen, und erst, wenn man damit reussirt, das eigentliche „hohe Spiel" zu beginnen.

Zur bestimmten Stunde begab sich der Fürst mit seinem Begleiter in die Spielsäle, wo sich bereits eine zahlreiche Gesellschaft um den grünen Tisch versammelt hatte.

In der Mitte desselben saß der Director der Bank, ein eleganter Franzose, in gewählter Toilette, mit dem rothen Bande der Ehrenlegion im Knopfloch des feinen Leibrockes. Das marmorglatte und marmorkalte Gesicht zeigte nicht die geringste Bewegung; nur die Augen, denen nichts zu entgehen schien, verriethen das Leben dieser menschlichen Maschine, welche nur mechanisch die Hände bewegte, um die Karten zu geben oder aus der vor ihr stehenden Cassette Goldstücke oder Geldrollen dem glücklichen Gewinner nachlässig und gleichgiltig hinzuwerfen, gleich einem mit Dampf getriebenen Räderwerk.

An seiner Seite befanden sich die verschiedenen

Employés oder Croupiers, meist ehemalige Spieler, heruntergekommene oder ruinirte Kellner oder Friseure, mit dem Râteau in den Händen, um das Verlorene ebenso maschinenmäßig wie ihr Herr und Meister einzuscharren.

Ringsherum aber saßen die wirklichen Spieler, in erster Reihe die Habitués und Professionisten des grünen Tisches, kenntlich an der Sicherheit ihres Auftretens und an der Physiognomie, die das Spiel, wie jede andauernde Beschäftigung oder Leidenschaft dem Gesichte aufprägt. Die Züge meist verwittert, die Wangen eingefallen und trotz der hie und da aufgelegten Schminke grau oder gelblich gefärbt, die Augen entweder stier nnd glanzlos, oder unnatürlich feurig und glühend, die ganze Gestalt und Haltung nervös, wie narcotisirt und von Zeit zu Zeit elektrisch zusammenzuckend.

Aber auch hier machte sich der Unterschied des Standes und der Verhältnisse bemerkbar und brachte eine Menge feiner und für den Beobachter interessanter Nuancen und Abstufungen hervor. Hier bemerkte man den vornehmen und aristokratischen

Spieler, der, ohne eine Miene zu verziehen, kaltblütig Tausende verlor; dort den verzweifelten Aventurier, der sein letztes Goldstück wagte und dem vielleicht nichts übrig blieb als sich im nächsten Augenblick eine Kugel durch den Kopf zu jagen.

Da sah man schüchterne Neulinge, junge Anfänger, die zaghaft und schwankend ihr Zweiguldenstück hin und her schoben, ungewiß, ob sie Rouge oder Noir, Pair oder Impair besetzen sollten, krampfhaft, ängstlich den Verlauf verfolgend und außer Stande, ihren Gewinn oder Verlust zu verbergen. Jedes Alter, jedes Geschlecht war an dem grünen Tisch vertreten: der zum Grabe wankende Greis und der blühende Jüngling, der kräftige Mann und leider auch die schwache Frau, die doppelt hier verlieren mußte.

Zwei bereits ausgeleerte Spieler machten dem Fürsten und Enrico Platz. Beide besetzten zu gleicher Zeit dieselben Farben und Chancen nach getroffener Verabredung. Der Bankier zog die Taille ab, und das Glück in seinen Launen schien in der That die

Berechnungen und Combinationen des Philosophen bestätigen zu wollen.

Mochte er Rouge oder Noir, Couleur oder Contrecouleur wählen, stets fielen die Karten zu seinen Gunsten, und nur äußerst selten trat der entgegengesetzte Fall ein, so daß der Fürst mit diesem ersten Versuch in hohem Grade zufrieden war. Zusehends wuchs der vor ihm aufgehäufte kleine Goldberg, obgleich er seinem Vorsatz treu blieb und das erstemal nur unbedeutende Summen wagte. Zugleich aber wuchs sein Vertrauen zu dem wunderlichen Kauz, den ihm der Zufall wol zu seiner Rettung zugeführt haben konnte.

Das Glück des Fürsten war nicht unbemerkt geblieben, und manche Spieler setzten, wie das gewöhnlich zu geschehen pflegt, auf dieselben Farben. Auch er wurde nach und nach kühner, doublirte und bog Paroli, während Enrico Müller sorgfältig die herausgekommenen Karten notirte und die bereits eingetretenen Chancen mit Stecknadelstichen in seinem Buche bezeichnete, um darauf die Wahl seiner ferneren Combinationen zu treffen. Diese er=

wiesen sich fast immer günstig, so daß er sowol wie der Fürst nach Verlauf einiger Stunden mit einem ansehnlichen Gewinnst den Spieltisch verließen.

Beide befanden sich in bester Stimmung, und der Fürst hielt sich für verpflichtet, seinen Gehilfen für die gehabten Anstrengungen mit einem glänzenden Souper zu regaliren, an dem sich natürlich auch die schöne Judith betheiligte.

Der komische Philosoph erfreute sich ihrer ganz besonderen Gunst, und sie behandelte ihn, sobald sie ihn erst näher kennen gelernt hatte, mit einer gewissen neckenden Vertraulichkeit, wie man einen häßlichen, aber gutmüthigen Pudel zu behandeln pflegt.

Er dagegen erwiderte diese Freundlichkeit, die ihm leider im Leben so selten zu Theil geworden war, mit der größten Hingebung und Anbetung.

Seine Philosophie konnte ihn nicht vor dem siegreichen Zauber ihrer Schönheit schützen, und unmerklich hatte sie die glühendste Leidenschaft in seinem nur zu leicht empfänglichen Herzen angefacht. Enrico Müller liebte Judith, und diese Liebe, welche

er vor aller Welt und besonders vor dem Fürsten zu verbergen wußte, hatte sein ganzes Wesen verändert und eine große Revolution in ihm hervorgebracht. Der Philosoph war ein Schwärmer geworden, und trotzdem er zu klug und zu wenig eitel war, um nicht die Hoffnungslosigkeit und Thorheit seiner Leidenschaft einzusehen, überließ er sich dennoch der süßen Empfindung, die ihm den Ausdruck einer schmachtenden Melancholie verlieh.

Schon die bloße Nähe der reizenden Judith beglückte ihn, und er war es zufrieden, wenn er nur mit ihr dieselbe Luft athmen durfte oder ein Lächeln, selbst auf seine Kosten, ihren schwellenden Lippen zu entlocken vermochte. Lediglich ihr zu Gefallen verwendete er jetzt eine größere Sorgfalt auf seine vernachlässigte Toilette, kleidete er sich mit Hilfe der abgelegten Garderobe seines Gönners stets nach der neuesten Mode, beging er tausend Thorheiten, machte er sich mit Vergnügen lächerlich, um zu ihrer Erheiterung beizutragen.

Das gemüthliche Souper im Freien war ganz und gar dazu angethan, ihn vollends zu verwirren

und den letzten Rest der Besinnung ihm zu rauben. Die sichtliche Heiterkeit des Fürsten hatte auch Judith's frühere Fröhlichkeit von neuem angeregt, und sie überbot sich in lustigen Einfällen und übermüthigen Neckereien, zu deren Zielscheibe der verliebte Philosoph sich nur zu gern herlieh.

Mit hinreißender Anmuth und Koketterie spielte sie die liebenswürdige Wirthin, häufte sie auf seinen Teller einen Berg von Ragout, den er aus Galanterie für sie vertilgen zu müssen glaubte, nöthigte sie ihn fortwährend zum Essen, trotzdem er mehr als satt war, und füllte immer von neuem sein Glas mit dem schäumenden Champagner, indem sie bald unter diesem, bald unter jenem Vorwande mit ihm anstieß.

Da den Fürsten ihre Heiterkeit belustigte, so ließ sie nur um so ungescheuter ihrer Laune die Zügel schießen und führte in der That mit dem sich willig dazu hergebenden Enrico die reizendsten Lustspielscenen voll ausgelassener Grazie und sprudelnden Humors aus. Sie nannte ihn abwechselnd ihren „theuren Freund“ und „lieben Professor“,

erklärte ihn zu ihrem „Ritter" und decorirte ihn mit einer großen gelben Schleife, die sie von ihrem Busen nahm und ihm gleich einem Orden in das Knopfloch steckte.

Dann wieder schmollte sie mit ihm, beklagte sie sich wegen seiner Treulosigkeit, indem sie ihn beschuldigte, mit einer der vorübergehenden Damen hinter ihrem Rücken geliebäugelt zu haben. Dabei spielte sie die Rolle einer gekränkten und verrathenen Geliebten mit einem solchen Aufwande von Wahrheit und Natur, daß Enrico, obgleich ihn die Gegenwart des Fürsten einschüchterte und ihm einen gewissen Zwang auferlegte, sich unwillkürlich hinreißen ließ und in den zärtlichsten und feurigsten Worten seine Unschuld betheuerte, bis ihn ihr lautes Gelächter, in welches der Fürst einstimmte, belehrte, daß das Alles nur ein Scherz gewesen.

Dazwischen schlug sie wol auch ernstere Töne an, schimmerte durch den leichten Spott ein wahres Gefühl von Theilnahme und wirklichem Mitleid, doppelt überraschend und wohlthuend in diesem Feuerwerk des Uebermuths und tollster Ausgelassen-

heit. So sprang sie von einem Extrem zum andern, als hätte sie es ernstlich darauf angelegt, den Philosophen in sich verliebt zu machen und um seinen Verstand zu bringen; als fände sie ihre Lust daran, den armen Enrico zu entzücken und zu quälen, was jedoch keineswegs ihre Absicht war. Plötzlich in einem neuen Anfall ihrer Ausgelassenheit forderte sie die Herren zu einer Mondschein-Promenade in dem stillen Park auf. Als der Fürst jedoch erklärte, daß es zu spät und er zu müde und abgespannt sei, ließ sie sich keineswegs von ihrem Entschlusse abbringen, indem sie sich an Enrico mit der Bitte wendete, sie zu begleiten.

Dieser wagte die verlockende Aufforderung weder anzunehmen noch abzulehnen, und glich in der That dem Esel Buridan's zwischen zwei Heubündeln, da er weder die schöne Judith noch den Fürsten beleidigen wollte.

„Gehen Sie nur," sagte der Letztere beruhigend, „mit der Mondschein-Schwärmerin. Ich bin durchaus nicht eifersüchtig und sehne mich nach Ruhe."

Als der rathlose Philosoph noch immer ver-

legen zauderte, ergriff ihn Judith lachend am Arm und zog ihn widerstandslos mit sich fort, so daß er nicht wußte, wie ihm geschah, während der Fürst, über den blöden Schäfer spottend, ruhig den Weg nach seinem Hotel einschlug.

Stillschweigeng ging Enrico anfänglich neben der reizenden Frau, welche sich dichter in ihren weißen Shawl gehüllt hatte; seine Brust war zu voll, um ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen. So wanderten sie durch die schattigen Gänge neben einander her, den eigenen Gedanken nachhängend, bis sie zu einer Höhe gelangten, wo Judith sich auf einen Stein niederließ.

Dort saß sie, das bleiche Haupt auf ihre Hand gestützt, vom Mond beschienen, wie ein wunderbares Marmorbild. Zu ihren Füßen lag der stille Park mit seinen rauschenden Bäumen, glänzten die schimmernden Gasflammen des Cursaales, gleich verführerischen Irrlichtern hin- und herschwebend.

Sie schien die Anwesenheit des Philosophen kaum zu bemerken, indem sie sich ungestört ihren seltsamen Träumen und dem eigenthümlichen Zauber der Nacht überließ.

Ihre glänzenden Augen hingen an der silbernen Scheibe des Mondes, als suchte sie dort oben ein der Erde versagtes Glück.

Zuweilen stahl sich unbewußt ein tiefer Seufzer aus ihrer Brust und verrieth, daß ihre ganze Heiterkeit nur erheuchelt war.

So saß sie mit halb geschlossenen Augen ihm gegenüber wie ein schönes Räthsel, eine geheimnißvolle Sphinx, die selbst über das Problem des Lebens brütet und vergebens sich bemüht, die Lösung ihres Daseins zu finden.

Unwillkürlich empfand er ein tiefes Mitleid mit ihr und mit sich selbst, und gern hätte er nach der Ursache ihres geheimen Kummers gefragt, ihr ein Wort des Trostes gesagt, aber er wagte nicht, ihr melancholisches Schweigen zu unterbrechen.

Erst nach längerer Zeit schien sie wie aus tiefem Schlaf zu erwachen, und ihre thränenfeuchten Augen fielen auf die tragi-komische Gestalt des Philosophen.

„Verzeihen Sie," sagte sie lächelnd, „meine Zerstreutheit. Ich glaube mich allein und phan-

tasirte so in meiner Weise. Ich muß wirklich Anlagen zum Somnambulismus haben, denn ich kann nicht den Mond sehen, ohne daß ich mich zu ihm hinaufgezogen fühle. Glauben Sie nicht auch, daß dort oben Wesen leben, die mit uns verwandt sind und mit denen wir sympathisiren?"

„Allerdings hat es verschiedene Astronomen gegeben, welche annahmen, daß der Mond bewohnt sei."

„Vielleicht von den Seelen der Verstorbenen, die dort auf lichten Höhen schweben und auf uns herniederblicken. Glauben Sie an Unsterblichkeit?"

„In gewissem Sinne glaube ich daran. Mit dem Tode hört das Leben darum nicht auf, sondern nur die Form des Daseins. Diese ist vergänglich, aber der Wille zum Leben ewig und unzerstörbar. In immer neuen Gestalten und Schöpfungen offenbart sich der frische Lebenstrieb, sammeln sich die aufgelösten Atome zu veränderten Erscheinungen, keimt und sprießt aus den Gräbern eine sich immer wieder gebärende und erzeugende Welt. Die Blume verwelkt und streut im Verblühen tausendfältigen

Samen aus; dem abgehauenen Stamm entspringen hundert Keime und Knospen, der Schmetterling stirbt, aber die Psyche kann nicht vergehen; dem Schoße der sterbenden Mutter entringt sich das lächelnde Kind und führt ihr unterbrochenes Leben weiter fort. Da gibt es weder Anfang noch Ende. Der Strom des Daseins ist unerschöpflich, er trägt seine Wellen in das Meer der Ewigkeit, sie steigen als Wolken zum Himmel empor, fallen als Thau befruchtend zur Erde nieder, sammeln sich von neuem zu frischen Quellen, zerstäuben im brausenden Wasserfall, vereinigen sich im stillen See und spiegeln so das Bild des Daseins ewig wieder."

„Das ist nicht die Unsterblichkeit, von der ich träumte," entgegnete Judith schmerzlich lächelnd. „Mir graut vor diesem wilden Treiben ewiger Auflösung und Wiedergeburt, aus dem kein Entrinnen, keine Flucht mehr möglich ist. Lieber gänzliche Vernichtung, völlige Vergessenheit, ein ewiger Schlaf ohne Träume."

„Den finden Sie im Tode," erwiderte der Philosoph mit wollüstiger Melancholie. „Was für

den Einzelnen der Schlaf, das ist der Tod für den wilden Lebensdrang. Wir würden es nicht aushalten, eine Unendlichkeit hindurch dasselbe zu erleben und zu leiden, wenn uns die Erinnerung an das vergangene Dasein bliebe. Wir werfen sie ab, und dies ist die Lethe, der Strom der Vergessenheit, in den wir ermüdet untertauchen. Und wenn wir endlich aus dem Todesschlaf erfrischt erwachen, so sind wir verwandelt und jede Spur der früheren Existenz verschwunden. Die Blume weiß nicht, wie dem Stein zu Muthe, nicht das Thier vom Traumleben der Pflanze, nicht der Mensch von der dumpfen Empfindung des Thieres. Ein neues Dasein hat begonnen und die Vergangenheit liegt hinter uns, abgeschlossen und in dunkle Nacht versunken."

„Das alte Märchen von der Seelenwanderung!" lachte Judith spöttisch. „Was mag ich wol schon auf Erden gewesen sein? Vielleicht eine giftige Belladonna, die einem unschuldigen Knaben im Walde den Tod gebracht, oder eine schillernde Eintagsfliege, eine schimmernde Libelle, die kaum geboren, wieder sterben mußte. Und was wird aus mir?

Eine häßliche Spinne, welche arme Mücken in ihren Netzen fängt und ihnen das Blut aussaugt, oder eine Katze, die wollüstig mit dummen Mäusen spielt. Es ist besser, nicht nachzudenken, da man darüber den Verstand verlieren kann. Erzählen Sie mir lieber eine Geschichte, irgend eine lustige Geschichte, über die man herzlich lachen darf."

„Ich weiß keine lustige Geschichte," entgegnete Enrico. „Mir fällt wirklich nichts ein."

„So berichten Sie aus Ihrem Leben. Sie sind doch ein Mensch und haben gelebt, obgleich ich zuweilen daran zweifle und Sie nur für einen Schatten, einen abstracten Geist, eine allgemeine Idee halte. Wurden Sie wirklich geboren? Wer waren Ihre Eltern?"

„Meine Mutter habe ich nie gekannt und mein Vater starb, wie ich erfuhr, im Arbeitshause."

„Armer Enrico!" sagte sie bewegt, indem sie ihm die Hand reichte. „Verzeihen Sie, daß ich so trübe Erinnerungen heraufbeschworen habe. Aber was fingen Sie nach dem Tode Ihres Vaters an?"

„Ich kam in das Waisenhaus, wo ich mich

sehr unglücklich fühlte. Man fütterte mich mit Prügeln und mit Bibelsprüchen; da ich aber trotzdem hungrig blieb und mein Appetit sich nicht mit Schlägen stillen ließ, so mußte ich zweimal in der Woche ein Brechmittel einnehmen."

„Ein Brechmittel?" fragte Judith überrascht; „ich begreife nicht wozu?"

„Sie werden gleich einsehen, welch ein kluger Mann unser Waisenvater war. Derselbe gab uns abwechselnd regelmäßig zum Brechen ein und erreichte damit ein Doppeltes Resultat, indem er für den Tag, an dem wir das Mittel einnahmen, das Essen an uns sparte und außerdem für den nächsten Tag uns den Appetit verdarb. So profitirte er an jedem Knaben vier Rationen in der Woche, und da wir achtzig waren, so gedieh der Ehrenmann ganz ausgezeichnet bei unserem schmalen Regime, indem er um so fetter wurde, je mehr wir abmagerten."

„Abscheulich!" rief Judith empört. „Und das nennt man christliche Liebe und Barmherzigkeit!"

„Es war nicht das Aergste. Der physische

Ekel vor dem Brechmittel wurde noch von dem moralischen Abscheu überboten, mit dem mich das ganze heuchlerische Treiben der Anstalt für mein ganzes übriges Leben erfüllt hat. Wir wurden zur Lüge förmlich erzogen, und wie man uns an den Inspectionstagen anhielt, eine heitere Miene zu machen und die Herren Vorsteher mit einem studirten Lächeln zu begrüßen, so wurden wir auch angewiesen, auf ihre Fragen mit der Unwahrheit zu antworten, daß wir uns überaus glücklich fühlten. Wir sollten dankbar für all die empfangenen Prügel und nicht empfangenen Speisen, dankbar gegen Gott im Himmel, gegen die Behörden der Stadt, gegen die großmüthigen Wohlthäter, gegen die Herren Inspectoren und vor Allem gegen den würdigen Waisenvater sein. Jeder Bissen Brot wurde uns statt mit Butter mit Dankbarkeit bestrichen, und selbst die Luft, welche wir athmeten, sollte uns mit Dank gegen die Vorsehung, gegen die Welt, gegen die Anstalt, kurz gegen Himmel und Erde, besonders aber gegen unsere Väter erfüllen, deren wir mehr als ein

Dutzend besaßen: Waisenväter, Stadtväter, geistliche und weltliche Väter, so daß ich noch heute nicht den Gedanken loswerden kann, daß ich ein uneheliches Kind sein muß, obgleich meine Mutter sicher eine brave Frau gewesen ist."

„Und wie lange blieben Sie in dem Waisenhause?"

„Bis man mich fortschickte, weil ich so unverschämt gewesen war, bei einer Revision auf die Frage der Herren Curatoren nach meinem Wohlbefinden offen zu gestehen, daß ich mich sehr schlecht befände, weil ich mehr geprügelt als gespeist würde. Alle Welt schrie über meine Undankbarkeit und ich wurde zum warnenden Beispiel für alle meine Schicksalsgenossen mit Schimpf und Schande fortgejagt, obgleich ich nur die Wahrheit gesagt hatte."

„Und wie ging es Ihnen? Was wurden Sie später?"

„Waisenknabe, immer wieder Waisenknabe. Im Grunde hatte sich nichts für mich geändert; ich trat nur aus der Anstalt in die Welt, aus einem W a i s e n h a u s e in das andere."

„Jetzt erst verstehe ich Ihren Schmerz, Ihre bittere Lebensanschauung. Und haben Sie niemals einen Freund gefunden?"

„Doch, einen wahrhaft treuen Freund, der mich nie betrogen, nie getäuscht, der mit mir aus Einer Schüssel speiste und mein ärmliches Lager theilte."

„Sie haben ihn durch den Tod verloren?"

„Nicht durch den Tod, obgleich er allerdings getödtet wurde. Ich konnte für meinen guten Pudel nicht die Hundesteuer zahlen und mußte ihn abschaffen. Ist es nicht traurig, daß der Arme seinen besten Freund opfern muß, wenn er kein Geld hat?"

„Ich will Ihren Pudel zu ersetzen suchen und Ihre Freundin sein," sagte die schöne Judith, indem sie dem Philosphen lächelnd die Hand reichte.

Enrico wußte nicht, wie ihm geschah, als sie so mild und freundlich mit ihm sprach, wie nie zuvor ein Mensch mit ihm geredet.

Eine nie gekannte Seligkeit erfüllte seine öde Brust, sein armes Herz jubelte mit ungestümen

Schlägen, Thränen der Wonne und des Glücks entströmten seinen Augen und weinend stürzte er zu den Füßen der reizenden Frau, die das Mitleid aus einer schönen Sünderin für ihn in eine Heilige des Himmels verwandelt hatte.

IV.

Va banque!

Wie ein Trunkner schwankte der arme Philosoph am nächsten Tage umher, berauscht von dem Zaubertrank der jungen Liebe. Die ganze Welt schien ihm über Nacht verwandelt, eine andere geworden zu sein.

Er hätte alle Menschen, die er gestern noch verachtet, und gehaßt, in seine Arme schließen, an sein übervolles Herz drücken mögen. Seine pessimistische Lebensanschauung war wie ein finsterer Traum verschwunden, seine ganze gramvolle Existenz vergessen, und das Dasein erschien ihm zum erstenmale nach langer, langer Zeit wieder schön und wünschenswerth.

Es litt ihn nicht in dem engen Zimmer, er mußte hinaus ins Freie, in den Park, wo er gestern

an ihrer Seite gesessen. Bevor der Morgen graute, wanderte er durch die Gänge und Alleen, die er in der Nacht mit ihr durchschritten. Dann setzte er sich auf den mosigen Stein, wo sie gesessen und zum Himmel emporgesehen.

Der frische Thau auf dem grünen Rasen erinnerte ihn an ihre Thränen, und das Rauschen der Bäume, welche aus ihrem Schlummer zu erwachen schienen, mahnte ihn an das süße Flüstern ihrer Stimme. Alle seine Gedanken waren bei ihr, bei dem schönen, mitleidsvollen Weibe.

Er sah sie noch immer da sitzen, in den weißen Shawl gehüllt, wie die geheimnißvolle Sphynx, wie ein Götterbild aus alten Zeiten; er hörte noch immer die süßen, rührenden Laute voll Mitgefühl, das wunderbare spöttische und doch so tief ergreifende Lachen des rothen Mundes. Seine Phantasie verfolgte die reizende Erscheinung, ihre graziösen Bewegungen, das feine üppige Gliederspiel, das Athmen und Wogen des schwellenden Busens, diese Fülle verkörperter Seligkeit.

Er mußte die Augen schließen, von einem plötzlichen Schwindel ergriffen.

Als er wieder aufblickte, lachte ihm der junge Tag entgegen, schimmerte das frische Morgenroth wie ein blühender Rosengarten am Himmel, leuchtete die strahlende Sonne, glänzte das Laub der Bäume gleich grünen Flammenzungen, funkelte der Thau wie blitzendes Geschmeide, wie Perlen und Diamanten, mit denen die Erde sich geschmückt.

Am Himmel aber stand der blasse, träumerische Mond, verzehrt von Sehnsucht, hinschwindend und vergehend in ungemessenem Liebesweh, wie geblendet von der aufgehenden Sonnenpracht, die er nicht zu ertragen vermochte.

Als Enrico von seinem einsamen Spaziergange zurückkehrte, erwartete ihn bereits der Fürst, um sich in seiner Gesellschaft an die Spielbank zu begeben.

„Sie schwärmen zu viel," sagte er, den Philosophen spöttisch anblickend. „Gestern im Mondschein, heute im Morgenthau. Ich fürchte, daß Sie sich noch einen Schnupfen holen werden."

„Durchlaucht sind zu besorgt um meine Gesundheit," stammelte Enrico mit niedergeschlagenen Augen.

„Sie wissen selbst, wie theuer Sie mir sind. Ich muß darüber wachen, daß Sie keinen Schaden nehmen. Derartige romantische Promenaden können Ihnen ein Fieber zuziehen, deßhalb dürfte es besser sein, wenn Sie dieselben künftig unterlassen. Vergessen Sie nicht, daß uns ernstere Dinge erwarten, da ich heute gesonnen bin, einen ordentlichen Schlag gegen die Bank zu thun. Nehmen Sie alle Ihre Gedanken zusammen, damit sich in Ihre Berechnungen kein Fehler einschleicht."

Wie das Opfer seinem Schlächter, wie der Sklave seinem Herrn, so folgte jetzt Enrico dem Fürsten, wenn auch mit innerem Widerstreben, zur Spielbank. An die Stelle seiner Träume war die rauhe Wirklichkeit getreten.

Aus der grünen Natur sah er sich an den grünen Tisch versetzt, statt des Flüsterns der Blumen hörte er jetzt nur das Rauschen der Karten, das Klingen des Goldes und das eintönige Rufen der Croupiers. Widrige Larven, verzerrte Gesichter drohten die himmlischen Erscheinungen zu verdrängen, welche ihn noch vor wenigen Augenblicken umgaukelten.

In seinem Innern sah er das geliebte Bild der bezaubernden Frau; sie schwebte vor seiner Phantasie, süß, verlockend, weinend, lächelnd, spottend, tröstend, entzückend und berauschend, bald vom silbernen Mondschein verklärt, bald von goldenen Sonnenstrahlen gebadet. Aber ein Blick aus den durchdringenden Augen des Fürsten, seine gebieterische Miene mahnte ihn an seine übernommene Pflicht, verscheuchte die luftigen Gestalten und führte ihn in diese traurige, frivole Welt des Spieles zurück.

Gewaltsam mußte er sich losreißen und seine Gedanken sammeln, da ihm keine andere Wahl übrig blieb.

Wieder starrte er auf die bunten Blätter, welche der Bankhalter hin- und herwarf, wieder setzte er bald auf diese, bald auf jene Farbe, wieder zeichnete er mit Stecknadelstichen in sein Notizbuch die verschiedenen Chancen.

Enrico war kein Charlatan; er glaubte wirklich an seine Entdeckung, an seine Berechnungen, an die Möglichkeit, das schwierige Problem zu lösen.

Einmal erst wieder in den gewohnten Ideenkreis zurückgeführt, arbeitete er mit der festesten Zuversicht und im vollen Glauben an sein System. Mit dem früheren Eifer verfolgte er von neuem die Combinationen des Spieles; ja er strengte sich nun umsomehr an, je größere Summen der Fürst heute nach der getroffenen Verabredung wagte.

Eine Art von Somnambulismus schien den Philosophen zu leiten, so daß sich in den meisten Fällen das Glück für ihn oder vielleicht wirklich für seine Berechnungen erklärte. Durch den günstigen Erfolg aufgemuntert, wurde der Fürst immer kühner, immer verwegener, indem er die höchsten Einsätze, welche das Reglement der Bank gestattete, fortwährend auf den grünen Tisch warf.

Regelmäßig gewann er, und die Croupiers, sonst nur gewohnt, mit ihren Rechen das Gold einzuscharren, waren jetzt nur damit beschäftigt, ihm den großen Gewinn zuzuschieben. Die Rollen häuften sich, die Noten sammelten sich um ihn und schienen ihm förmlich zuzufliegen.

Sein unerhörtes Glück machte bereits Aufsehen,

und um den grünen Tisch drängte sich außer den anwesenden Spielern die neugierige Menge, um dem interessanten Schauspiel beizuwohnen. Die ganze Aufmerksamkeit concentrirte sich einzig und allein auf ihn; mit höchster Spannung verfolgte man seine Operationen, allgemein bewunderte und beneidete man sein Spielerglück, während man dem eigentlichen, aber verborgenen Urheber desselben nicht die geringste Beachtung schenkte.

Das apathische Gesicht des Bankhalters wurde nach und nach bleicher, die Employès forderten von ihm fortwährend neue Summen und die vor ihm stehende Cassette leerte sich merklich. Bereits wettete man darauf, daß die Bank gesprengt werden würde.

Es war ein Duell, ein Zweikampf auf Leben und Tod, dem die Zuschauer mit athemlosen Schweigen und in höchster Spannung beiwohnten. Rings herrschte eine vollkommene Todtenstille, alle Augen waren auf den Fürsten gerichtet, der den Kampf bis zur letzten Entscheidung fortsetzen zu wollen schien.

Die meisten übrigen Spieler hatten sich bereits

zurückgezogen, die Bank war erschöpft und hatte schon zum zweitenmale im Verlauf von wenigen Stunden frische Summen von ihrem Hause fordern müssen. Auf dem grünen Tisch lag der höchste Satz des Fürsten; wenn ihn die Bank verlor, so war sie gesprengt.

Der Bankhalter mischte die Karten, und zum erstenmale wieder seit langer Zeit zitterte seine sonst so unbewegliche Hand.

Langsamer als gewöhnlich, viel zu langsam für die erwartungsvolle Menge schlug er jetzt die Taille.

Die Blätter fielen still und geräuschlos, und doch hörte man sie niederrauschen, da im weiten Saale Niemand zu athmen oder gar zu flüstern wagte.

Nur die Blicke verfolgten die wechselnden Karten: eine Zwei, eine Sieben, eine Fünf, dann eine Dame, ein Aß und — die Bank hatte verloren, die Bank war gesprengt!

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich das Ereigniß des Tages durch die Spielsäle ins Freie, von der Promenade durch die ganze Stadt. Ein Spazier-

gänger rief es dem andern, ein Badegast seinen Bekannten zu, bis es Alle wußten.

Gruppen bildeten sich vor dem Curhause, man flüsterte und lachte schadenfroh, als der Bankhalter mit der leeren Kasse, gefolgt von den Croupiers mit Leichenbittermienen, vorüberzog; man begrüßte mit lautem Beifall dagegen den glücklichen Gewinner, zeigte ihn sich mit Fingern und es fehlte nicht viel, so hätte man ihm wirklich eine Ovation dargebracht.

Von neuem zeigte sich die wunderbare Wirkung des Erfolges, bestätigte sich die eigenthümliche Beobachtung, daß die Menschen nur zu sehr geneigt sind, das Glück seinem Besitzer als ein Verdienst anzurechnen.

Vierundzwanzig Stunden lang war der Fürst der Held des Tages und der ganzen Badegesellschaft; man sprach nur von ihm, von seinem Glücke und seiner Kühnheit, als ob er wirklich eine große That vollbracht und sich um die ganze Menschheit ein unsterbliches Verdienst erworben hätte.

Die Mitglieder des Jockey-Clubs drängten sich um ihn und gratulirten ihm zu seinem Erfolge; er

lud sie dagegen zu einem glänzenden Souper für den Abend ein, zur Feier des außerordentlichen Ereignisses.

Den ganzen Tag hindurch folgte ein Besuch dem andern, reichte eine Hand der andern die Thür. Kaufleute und Juweliere boten ihre Waaren an, und Judith mußte, so sehr sie sich auch sträubte, auf Wunsch des Fürsten die kostbarsten Stoffe und Geschmeide von ihm annehmen.

Auch Enrico Müller wurde nicht vergessen und erhielt den ihm zugesicherten Theil am Gewinn in blanken Goldstücken ausgezahlt.

Wie alle sanguinischen Naturen, überließ sich der Fürst jetzt seiner natürlichen Großmuth und Verschwendung, indem er das längst entbehrte Vergnügen genoß, mit vollen Händen Gold auszustreuen.

Das zahlreiche Heer der Hilfsbedürftigen und Aventuriers, welche sich in der Nähe jeder Spielbank aufzuhalten pflegen, belagerte ihn förmlich und bestürmte ihn mit Bitten und Forderungen.

Da gab es arme Wittwen mit zahlreichen Familien, verlassene Waisen, die mit ihren Reizen speculirten, alte verdiente Militairs, mit einem Orden im Knopfloch und einer rothen Nase im Gesichte, heruntergekommene Spieler, welche ihre Dienste anboten: eine ganze Legion von verschämten und unverschämten Bettlern.

Der Fürst durfte sich nicht sehen lassen, ohne von ihnen angefallen zu werden. Seine Eitelkeit jedoch fühlte sich in hohem Grade durch die ihm zu Theil gewordene Aufmerksamkeit geschmeichelt und er liebte es, wie er sich ausdrückte, die Vorsehung der Armen zu spielen, wobei es ihm gar nicht darauf ankam, ob die von ihm Beschenkten wirklich seines Mitleids würdig waren oder nicht.

Nicht geringer war die Zahl derjenigen, welche unter verschiedenen Vorwänden Geld von ihm borgen wollten und auch größtentheils von ihm erhielten. Leute mit großem Namen und aus vornehmer Familie machten ihre frühere Bekanntschaft und vor Allem ihre Landsmannschaft jetzt geltend, um von seiner Güte zu profitiren. In dieser Absicht hatte

sich auch bei ihm noch an demselben Tage ein Mann melden lassen, dessen eigenthümliche Erscheinung dem Fürsten unwillkürlich auffallen mußte.

Vor ihm stand in ziemlich abgetragener Kleidung eine gedrungene Gestalt, mit verwitterten Zügen, durch die das ganze Heer der wildesten Leidenschaften gestürmt und Spuren der Zerstörung hinterlassen zu haben schien.

Die hohe kahle Stirn war nur spärlich mit röthlich-blonden Haaren bedeckt. Die Augenbrauen fehlten dagegen fast gänzlich; unter der starken Wölbung aber, welche ihre Stelle vertrat, lagerten die unruhigen rastlosen Augen, glänzend und funkelnd wie die eines lauernden Raubthieres. Eine breite dunkelrothe Narbe entstellte die linke Wange und verlieh dem Gesichte einen eigenthümlich verzerrten Ausdruck, gleichsam ein ausgestecktes Warnungszeichen der Natur.

Aber aus dieser widerlichen Physiognomie sprach deutlich eine geistige Ueberlegenheit, ein hoher Grad von Schlauheit, Intelligenz und Energie.

Damit verband der Bittsteller eine große Ge-

schmeidigkeit und Gewandtheit, die auf ein vielbewegtes Leben und manichfache Berührung mit der Welt schließen ließ.

Er brachte sein Anliegen mit einer überaus wohlklingenden Stimme und in gewählten Worten vor, indem er dem Fürsten zu seinem Erfolge Glück wünschte und ihn zugleich um ein Darlehn ansprach. Dieser, vielleicht von der unangenehmen Erscheinung abgestoßen oder durch die Höhe der geforderten Summe verletzt, wies ihn gegen seine sonstige Gewohnheit kurz ab.

„Ich bin," fügte er entschuldigend hinzu, „abergläubisch wie jeder Spieler und borge nicht gewonnenes Geld. Dagegen bin ich gern bereit, Ihnen, wenn Sie in Noth sind, einige Napoleonsd'or zu schenken."

„Und ich nehme keine Almosen," entgegnete der Fremde, indem er die Goldstücke des Fürsten mit einer leichten Handbewegung ablehnte.

„Das thut mir leid," sagte dieser gutmüthig, im Begriffe aufzustehen und sich zurückzuziehen.

„Vielleicht," rief ihm der Unbekannte nach,

„werden sich Ihre Durchlaucht besinnen, wenn ich Ihnen sage, wer ich bin. Ich heiße Jankowski."

„Jankowski!" rief der Fürst einigermaßen überrascht. „Ich erinnere mich in der That, diesen Namen schon gehört zu haben, obgleich ich nicht mehr weiß, bei welcher Gelegenheit und unter welchen Umständen."

„Erlauben Durchlaucht, daß ich Ihrem Gedächtnisse zu Hilfe kommen darf. Mein Vater hatte die Ehre, unter dem Herzog Franz von Vulski im Jahre 1807 in dessen Freicorps die Stelle eines Hauptmanns zu bekleiden. Derselbe beehrte ihn mit seinem vollen Vertrauen und weihte ihn in alle seine Pläne, selbst in seine intimsten Familienverhältnisse ein. Nach seinem Tode kam ich in den Besitz verschiedener Documente, die zwar für mich ohne Interesse, von desto größerem aber für Ihre Durchlaucht sein dürften."

„Warum erfahre ich dies erst heute?" fragte der Fürst mißtrauisch. „Sie hatten doch hinlänglich Zeit und Gelegenheit, mich früher davon in Kenntniß zu setzen."

„Als die Schriftstücke in meine Hände fielen," entgegnete der Fremde, ohne sich aus der Fassung bringen zu lassen, „befanden sich Durchlaucht auf Reisen; wie ich später erfuhr in Amerika. Ich selbst wurde vom Schicksal vielfach hin- und hergeschleudert. Jahrelang von der russischen Regierung als Patriot verfolgt, mußte ich mich vor aller Welt verborgen halten. Erst seit einigen Wochen bin ich so glücklich gewesen, die Grenze zu erreichen. Meine Bemühungen, Ihre Durchlaucht aufzufinden, waren ohne Erfolg geblieben. Erst heute, und zwar in dem Augenblicke, wo Sie das Glück hatten, die Bank zu sprengen, wurde mir Ihr Name genannt, der natürlich jetzt in Aller Munde ist. Da beschloß ich, Ihnen meine Aufwartung zu machen, nicht als Bettler, wie Sie fälschlich glauben, sondern in der Absicht, Ihnen und auch mir einen großen Dienst zu leisten."

„Ich bin Ihnen sehr verbunden; aber wer bürgt mir dafür, daß diese Schriftstücke, die Sie mir anbieten, echt sind, und selbst wenn dies

der Fall, ob sie den geringsten Werth für mich haben?"

„Natürlich war ich auf Ihr Mißtrauen gefaßt und finde dasselbe auch ganz in der Ordnung. Doch glaube ich, das Ihre Zweifel schwinden werden, wenn Sie erst einen Blick in diesen Brief gethan haben werden, den ich jetzt so frei bin, Ihrer Durchlaucht zur Prüfung zu überreichen, vorausgesetzt, daß Sie die Handschrift Ihres hochseligen Vaters, des Fürsten Franz v. Bulski, kennen."

Zugleich zog Jankowski, wie der Fremde sich nannte, aus seiner Brusttasche ein ziemlich abgegriffenes Notizbuch, aus dem er einen sorgsam eingeschlagenen Brief entnahm, welchen er mit einer leichten Verneigung dem Fürsten übergab.

Dieser warf einen prüfenden Blick auf das vergilbte Papier, dessen Inhalt ihn sichtbar zu interessiren schien.

Während er darin las, verfolgten ihn die rastlosen Augen des polnischen Abenteurers, um die Wirkung des Schreibens zu erspähen. Der Fürst vermochte nicht, seine tiefe Bewegung zu verbergen.

als er die ihm wohlbekannten Schriftzüge seines unglücklichen Vaters erkannte, so daß er an der Echtheit des Briefes nicht länger zweifeln durfte.

„In der That,“ sagte er nach einer Pause, „ersehe ich aus diesem Schreiben, daß der Herzog in näherer Beziehung zu Ihrem Vater gestanden hat, obgleich der sonstige Inhalt kein besonderes Interesse für mich haben kann.“

„Dieser Brief,“ erwiderte Jankowski, „sollte mir auch nur als Beglaubigung dienen. Durchlaucht werden jetzt überzeugt sein, daß ich nur die Wahrheit gesprochen und wirklich im Besitz einer für Sie wichtigen Correspondenz bin, die ich Ihnen gegen eine angemessene Summe überlassen will.“

„Und wie hoch stellen Sie Ihre Forderung?“

„Ich glaube, daß 20,000 Francs nicht zu viel sein dürften, trotzdem diese Schriftstücke für Sie einen weit höheren Werth haben müssen.“

„Bevor ich mich auf den ganzen Handel einlasse, muß ich mir, wie Sie wol einsehen werden, einen Einblick in die mir von Ihnen angebotenen Documente verschaffen. Sie können doch nicht verlangen

daß ich blind zugreife und einen so hohen Preis zahle, bevor ich zu der Ueberzeugung gelangt bin, daß Sie wirklich im Besitz der für mich so wichtigen Familien-Geheimnisse sind."

„Ich bin ein ehrlicher Mann," erwiderte Jankowski mit der Miene gekränkter Unschuld. „Wenn Durchlaucht kein Vertrauen zu mir haben, so steht es Ihnen frei, mein Anerbieten einfach abzulehnen. Vielleicht werden andere Leute minder scrupulös sein und mir die Papiere, welche für jene gewiß einen noch höheren Werth haben, mit Vergnügen abkaufen."

Mit diesen Worten näherte sich Jankowski der Thür, in der wirklichen oder auch nur scheinbaren Absicht, das Zimmer zu verlassen. Ehe er jedoch sein Vorhaben ausführen konnte, suchte ihn der Fürst zurückzuhalten, indem er sich wegen seines gewiß verzeihlichen Mißtrauens entschuldigte.

„Sie werden es begreiflich finden," sagte er, „daß ich mich vorsehe. Wenn ich auch zugeben muß, daß der mir überreichte Brief echt ist, so folgt daraus noch keineswegs, daß die mir von Ihnen an-

gebotenen Documente ebenfalls von meinem Vater herrühren, noch weniger, daß sie für mich von Interesse sein können."

„Auch auf diesen Einwand bin ich gefaßt gewesen und habe mich darum vorgesehen. Ich kann es Ihrer Durchlaucht nicht verargen, daß Sie, wie man zu sagen pflegt, nicht die Katze im Sacke kaufen wollen. Dieses zweite Blatt, in das ich Ihnen gern einen kurzen Einblick gestatten will, wird Sie hoffentlich bestimmen, meinen Worten mehr Glauben zu schenken als bisher."

Wieder zog Jankowski die alte schmutzige Brieftasche hervor und entnahm derselben ein anderes Papier, das er aber nicht aus seinen Händen gab, sondern nur dem Fürsten zur Ansicht in einiger Entfernung vorhielt, so daß es dieser jedoch bequem lesen konnte.

Ein lauter Ausruf entfuhr unwillkürlich seinen unbewachten Lippen, während seine überraschten Mienen das höchste Erstaunen ausdrückten.

Zugleich streckte er mechanisch seine Hand nach dem Schriftstück aus, das Jankowski jedoch ebenso

schnell wieder zusammenfaltete und in seiner Brieftasche verbarg, ohne eine Miene zu verziehen.

Nur ein kaum merkliches Lächeln des Triumphes schwebte um die zusammengekniffenen Lippen des Abenteurers, der sich an der Bestürzung des Fürsten zu weiden schien.

Dieser rang augenscheinlich nach Fassung und bedurfte erst einiger Zeit, um sich zu sammeln.

„Verzeihen Sie mein Mißtrauen," sagte er bewegt. „Ihre Mittheilungen sind in der That wichtig, höchst wichtig für mich, und ich zweifle nicht länger an der Wahrheit. Sollten Ihre übrigen Documente dieselbe Bedeutung und Beweiskraft haben, so bin ich nicht abgeneigt, die verlangte Summe Ihnen dafür zu zahlen."

„Ich hätte Lust, jetzt Gleiches mit Gleichem zu vergelten und wie die Sybille dies Blatt so hoch zu verkaufen, wie die ganze Correspondenz."

„Das kann doch nur Ihr Scherz sein."

„Hm! Ich sollte meinen, eine Herzogskrone sei unter Brüdern 20,000 Francs werth. Ich kenne einen Mann, der mir das Dreifache dafür zahlen würde."

„Wahrscheinlich ist es Ihnen noch unbekannt, daß mein Bruder, den Sie doch meinen, längst todt ist. Wenn Sie auf ihn rechnen, so täuschen Sie sich. Das Herzogthum Lipa kann mir früher oder später nicht entgehen. Wenn ich aber einen gewissen Werth auf dies Schriftstück lege, so habe ich meine Gründe, die ich nicht verpflichtet bin, Ihnen mitzutheilen.

„Ich bin auch weit davon entfernt, mich in die Geheimnisse Ihrer Durchlaucht zu drängen. Ebensowenig werden Sie es mir verargen, wenn ich meinen Vortheil verfolge."

„Kommen wir zu Ende!" unterbrach ihn der Fürst mit der ganzen Ungeduld seines sanguinischen Temperaments. „Ich bin nach wie vor bereit, Ihnen die verlangte Summe zu geben, wenn Sie mir die sämmtlichen, in Ihrem Besitz befindlichen Documente ausliefern, vorausgesetzt, daß dieselben ebenso werthvoll für mich sind als dies Papier. Haben Sie die Schriftstücke vielleicht bei sich?"

„Dazu bin ich viel zu vorsichtig," entgegnete Jankowski mit einem impertinenten Lächeln. „Bei

meinem unstäten Leben kann ich einen solchen Schatz doch nicht gut mit mir führen. Die Papiere befinden sich in sicherem Verwahrsam; doch kann ich sie spätestens in acht bis vierzehn Tagen hierher geschickt bekommen. Einstweilen verlange ich nur einen kleinen Vorschuß, wogegen ich Ihrer Durchlaucht das bewußte Schriftstück überlassen will. Sie sollen mich billig finden, indem ich vorläufig mit drei- bis viertausend Francs schon zufrieden bin. Wegen der übrigen Documente genügen mir einige Zeilen von Ihrer Hand. Was aber den Werth der Papiere betrifft, so müssen Ihre Durchlaucht mir Vertrauen schenken, da ich einigermaßen die Verhältnisse kenne und weiß, worauf es ankommt."

„Trotzdem muß ich noch immer Anstand nehmen, auf den ganzen Handel einzugehen, bevor ich nicht den Inhalt der mir von Ihnen angebotenen Documente kenne."

„Davon kann natürlich nicht die Rede sein. Durchlaucht werden mir nicht verdenken, wenn ich mein Geheimniß bewahre und nur gegen baare Zahlung Ihnen mittheile."

„Dann sehe ich in der That nicht, wie wir zu einem Abschluß kommen sollen."

„Ich erlaube mir, Ihnen eine andere Proposition zu machen, die für uns Beide gleich vortheilhaft sein dürfte. Sie zahlen mir die Hälfte der geforderten Summe nach Ablieferung der betreffenden Schriftstücke, die andere Hälfte jedoch erst, wenn Sie Herzog von Lipa und in den Besitz der mütterlichen Güter gelangt sind. Dafür, daß dies bald geschehen soll, verbürge ich mich mit meinem Wort und Leben, vorausgesetzt, daß Ihre Durchlaucht keine falsche Sentimentalität besitzen."

„Der Vorschlag läßt sich hören, und ich bin bereit, ihn anzunehmen."

„Für diesen Fall bitte ich um die Unterschrift Ihrer Durchlaucht unter einen in diesem Sinne abgefaßten Revers. Ein Federzug genügt, um die Sache zu ordnen; in vierzehn Tagen erhalten Sie die gewünschten Papiere und mit Ihnen ein Herzogthum, wozu ich meinerseits mich ebenfalls schriftlich verpflichten will."

„Damit bin ich einverstanden," entgegnete der

Fürst, indem er an den Schreibtisch trat, um den gewünschten Revers auszufüllen.

Als er aber die Feder zu diesem Zwecke ergriff, überkam ihn ein eigenthümliches Gefühl, als sollte er seine Seele der Hölle selbst verschreiben. Sein Blick fiel zufällig auf den gegenüberstehenden Spiegel, der ihm das verzerrte Gesicht des Abenteurers zeigte. Die Aehnlichkeit mit Mephisto, wenn dieser Faust die Seele abkauft, fiel ihm unwillkürlich auf und er zögerte, wie von einer Ahnung ergriffen, mit seiner Unterschrift.

Im nächsten Augenblick jedoch spottete er über seine Schwäche, indem er seinen Namenszug schnell unter den Revers setzte und diesen Jankowski überreichte, der ihn sorgfältig in die Brieftasche barg.

„Ich gratulire dem Herzog von Lipa!" sagte dieser mit einem eigenthümlichen Lächeln.

„Noch sind wir nicht so weit."

„Verlassen Sie sich ganz auf mich. Ich bin ein Mann von Wort und halte, was ich versprochen habe. In Jahresfrist sollen Sie im Besitze des Herzogthums sein, oder Sie können mich einen Schurken nennen."

Mit diesen Worten reichte der Abenteurer dem Fürsten einen mit diesem Versprechen ausgefüllten Schein und den Brief, welchen er ihm zum Verkaufe angeboten hatte, worauf er die gedungenen viertausend Francs erhielt.

„Auf Wiedersehen!“ rief er im Gehen. „Durchlaucht sollen bald von mir hören und dürfen sich auf meine Discretion verlassen.“

Nachdenklich blieb der Fürst zurück, die Augen noch immer auf den Brief seines Vaters gerichtet, den er selbst um diesen Preis nicht zu theuer erkauft zu haben glaubte.

V.

Verloren und gewonnen.

Schon in den nächsten Tagen lernte der Fürst die Wandelbarkeit des Glückes und die Launen des Spieles kennen. Trotz der Berechnungen des Philosophen hatte er fast die Hälfte seines früheren Gewinnstes wieder in wenigen Stunden verloren.

Auf seine Vorwürfe entschuldigte sich Enrico Müller mit Unwohlsein und forderte eine Pause von wenigstens zwei Tagen um sich zu erholen, da er sich von seinen Anstrengungen und Combinationen an der Bank erschöpft fühlte.

In der That sah der Arme sehr bleich und angegriffen aus, seit jener nächtlichen Promenade mit Judith war eine gänzliche Umwandlung in ihm vorgegangen. Alle seine Gedanken beschäftigten sich

ausschließlich mit dem schönen Weibe, das er um so heißer liebte, je hoffnungsloser seine Neigung war.

Eine wilde Gluth tobte durch seine Adern, unendliche Sehnsucht erfüllte seine öde Brust; sein Kopf brannte wie im Fieber nnd seine Augen zeigten einen unnatürlichen, fast überirrdischen Glanz.

Wo er ging und stand, verfolgte ihn das geliebte Bild der holden, verlockenden Erscheinung. Sie zog ihm in den Spielsaal nach, umschwebte ihn am grünen Tisch und verwirrte seine sorgfältigsten Berechnungen.

Während seine Augen auf die Karten gerichtet waren, verwandelten sich dieselben in allerlei wunderbare, phantastische Gestalten und nahmen ein eigenthümliches, für ihn bedeutsames Traumleben an. Die Figuren der „Buben" zeigten mit den Fingern auf ihn und spotteten heimlich kichernd über den verliebten Thoren, während der finstere „Pik-König" sich in den Fürsten verwandelte und die schöne „Coeur-Dame" Judith's verführerische Züge trug. Beide umarmten und umschlangen sich vor seinen Blicken. Ein jäher Schmerz durchzuckte ihn bei

diesem Schauspiel, so daß er die Besinnung verlor und Alles um sich her vergaß.

Der strenge Blick des Fürsten, der soeben wieder eine große Summe an die Bank verloren hatte, weckte ihn zwar aus solchen Träumereien und führte ihn zur Wirktichkeit zurück, so daß er sich bemühte, den abgerissenen Faden seiner unterbrochenen Combinationen wieder aufzunehmen. Aber bald verfiel er von neuem dem unwiderstehlichen Zauber, dieser Magie der Leidenschaft.

Die vier Buben umringten und ergriffen ihn; auf einen Wink des schwarzen Königs wurde ihm das Herz aus der Brust gerissen und in das rothe Coeur-Aß verwandelt, das zuckend mit seinem rothen Blutstropfen den grünen Tisch bespritzte.

Enrico fühlte sich dem Wahnsinn nahe; der Spielsaal, indem er sich befand, erschien ihm als das große Pandämonium, als der Aufenthalt der Verdammten. Die Croupiers mit ihren Rechen waren die Diener der Hölle, die Spieler arme Sünder mit verzerrten Zügen. Hohle Larven, grauenvolle Gespenster umtanzten ihn und wollten ihn

mit sich fortziehen hinab in den flammenden Rachen des furchtbaren Abgrundes. Traum und Wirklichkeit verschwammen vor seinen Augen und flossen in einen grauen chaotischen Nebel zusammen, aus dem immer neue, entsetzliche Bilder sich formten, auftauchten und wieder zerrannen.

Länger konnte er es nicht ertragen; der Angstschweiß stand auf seiner Stirne und er fühlte sich einer Ohnmacht nahe.

„Ich kann nicht mehr," flüsterte er dem Fürsten leise zu. „Meine Gedanken verwirren sich. Ich muß hinaus ins Freie, an die Luft.

„Was fällt Ihnen ein?" fragte sein Peiniger, ohne das geringste Mitleid mit dem Unglücklichen zu empfinden.

„Die ganze Welt dreht sich mit mir im Kreise. Um des Himmels willen gestatten Sie mir, daß ich mich entferne. Ich muß sonst ersticken."

Bleich und verstört verließ der Philosoph die Spielbank, während der Fürst zurückblieb, um das eigene Glück zu versuchen. Der Dämon dieser un=

seligen Leidenschaft hatte ihn von neuem ergriffen und ließ sein Opfer nicht mehr los.

Ohne die Rückkehr Enrico's abzuwarten, setzte er Gold auf Gold, um seine erlittenen Verluste wieder zurückzugewinnen. Aber die launenhafte Göttin, die ihn vor wenigen Tagen noch so freundlich angelächelt, wendete ihm heute zürnend den Rücken. Eine Geldrolle nach der anderen verfiel dem scharrenden Rechen der Croupiers und füllte die Cassette des Bankiers.

Immer höhere Einsätze warf er mit zitternder Hand auf den grünen Tisch, aber auch sie verschwanden vor seinen Augen und verließen treulos ihren früheren Besitzer. Je mehr er wagte, desto mehr verlor er auch, bis er zuletzt nur noch das leere Portefeuille in seinen Händen hielt. Erst jetzt folgte er dem Philosophen nach, den er mit seinen Vorwürfen schonungslos überhäufte und für sein Mißgeschick verantwortlich machte.

„Zum Henker mit Ihrem System!“ spottete der Fürst. „Sie sind nur ein jämmerlicher Charlatan!“

„Verzeihung!“ flehte Enrico, „aber ich bin wirkich krank, zu Tode ermattet. Nicht mein System, sondern meine Nerven tragen einzig und allein die Schuld. Ihre Durchlaucht werden sich erinnern, daß ich Sie im voraus auf diesen Umstand vorbereitet habe. Jene Abspannung, eine Folge der angestrengten Kopfarbeit, ist nun wirklich bei mir eingetreten, und ich bedarf der Ruhe. Gönnen Sie mir nur einige Tage Zeit, um mich zu erholen, und Sie werden sich bald wieder überzeugen, daß ich Sie nicht getäuscht habe.“

„Gut! Wir wollen zwei Tage aussetzen und dann von neuem anfangen. Nehmen Sie sich aber zusammen, sonst bleibt mir nichts übrig, als Sie fortzujagen.“

Mit betrübtem Gesichte schlich sich Enrico davon, das Herz voll Trauer und bitterem Gefühle. Ruhig aber ertrug er den Hohn und die Schmähungen des Fürsten, da er sich nicht frei von Schuld wußte.

Er hätte sich zwar heimlich entfernen können, aber das litt seine Ehre nicht, indem er an der Richtigkeit seiner Entdeckung keinen Augenblick zwei-

felte und sein Mißgeschick lediglich seiner Zerstreutheit und Ueberreizung zuschrieb.

Noch weniger konnte er den Gedanken einer Trennung von der geliebten Judith fassen. Mit ihr dieselbe Luft zu athmen, in ihrer Nähe zu verweilen, war ihm zur Nothwendigkeit, zur Bedingung seines Lebens geworden; fern von ihr sah er nur Nacht und Tod.

Aus diesem Grunde duldete er mit stiller Ergebung und ohne Murren die wegwerfende und verletzende Behandlung des Fürsten, der trotz seiner sonstigen Liebenswürdigkeit wie die meisten Spieler gänzlich von dem Einflusse des Glückes abhängig war, und je nachdem er gewonnen oder verloren, seiner Umgebung bald ein heiteres, bald ein finsteres Gesicht zeigte, heute zuvorkommend, morgen tyrannisch und erbarmungslos.

Auch Judith hatte unter seinen Launen mehr als je zu leiden, und es fehlte nicht an heftigen Auftritten, in denen sich seine ganze ungebändigte Natur enthüllte und die künstliche Decke einer angenommenen Bildung und Cultur durchbrach. Aber

der nächste Augenblick zeigte ihn wieder reuevoll zu ihren Füßen, so daß sie nur zu gern ihm verzieh und sich von neuem von ihm und ihrer Liebe täuschen ließ. Obgleich sie mit vollkommen klarem Geiste sein Wesen erkannte, seine Fehler und Schwächen durchschaut hatte und der zauberische Schleier von ihren Augen gefallen war, so konnte sie doch nicht von dem geliebten Manne lassen, an den sie ein dämonisches Geschick gekettet hielt.

Selbst diese immer wiederkehrenden Stürme waren ihrem aufgeregten Herzen zum Bedürfniß geworden; diese wilden Ausbrüche, welche gewöhnlich mit der zärtlichsten Versöhnung endeten, unterbrachen wie ein wohlthätiges Gewitter die sie bedrückende ängstliche Schwüle, welche schwer auf ihrem armen Herzen lastete; sie galten ihr wenigstens für Beweise einer noch vorhandenen Leidenschaft.

Die meisten Frauen finden an derartigen Scenen, die im ehelichen Leben nicht auszubleiben pflegen, einen geheimen Reiz, vergessen aber, daß dieselben mit der Zeit einen immer ernsteren Charakter annehmen und das häusliche Glück zerrütten. Die

ersten Zwistigkeiten in der Liebe gleichen dem Frühlingsschauer des Aprils, wo Regen mit Sonnenschein abwechselt und bald wieder die junge Erde und der blaue Himmel lacht. Die wiederholten Zänkereien sind wie wilde Winterstürme, unter deren eisigem Hauch die Blüthen des Herzens verwelken und absterben, der lebendige Liebesquell erstarrt und ein Leichentuch die ganze untergegangene Liebeswelt bedeckt. Bald folgt den Stürmen das Schweigen der Natur, den Ausbrüchen der wilden Leidenschaft, Apathie und Gleichgiltigkeit, Tod und Vernichtung.

Von diesem Gedanken zitterte aber Judith selbst im Schlafe; in ihren Träumen sah sie immer und immer wieder dasselbe schreckliche Bild, von dem sie den ganzen Tag sich nicht wieder befreien konnte.

Auf einem einsamen Dorfkirchhof stand ein Mann, dessen Züge sie nicht zu erkennen vermochte; er schaufelte ein Grab, und sie wußte, daß es das ihrige war. Eine unsichtbare Hand stieß sie in die Grube und warf auf sie Scholle auf Scholle, Sand auf Sand, Rasen auf Rasen. Immer höher wuchs

der Hügel, immer schwerer wuchtete die Last, unter der sie zu ersticken drohte.

Sie fühlte, daß sie lebendig begraben sei; die entsetzliche Qual eines solchen Todes stand vor ihrer Seele und erfüllte sie mit grauenvoller Furcht. Lebendig begraben, verlassen, einsam und allein in der tiefen Gruft und Keiner, der sie hörte, Niemand, der ihr helfen konnte! Sie wollte schreien, aber die Stimme versagte ihr und alle ihre Glieder waren wie gelähmt.

Das war der Traum, der sie fortwährend quälte; sie brauchte nur die Augen zu schließen, so stand das gräßliche Bild vor ihrem Geist. Je mehr sie aber darüber nachsann, desto klarer wurde ihr die Deutung. Rasen auf Rasen, Sand auf Sand, Scholle auf Scholle. Es waren die Augenblicke, Stunden und Tage voll trostloser Leiden, voll bitterer Qual und tiefer Schmerzen. Ihre eigene Leidenschaft stieß sie hinab und die Hand des Fürsten grub an ihrem Grab. Lebend war sie für ihn eine Todte, vergessen, verlassen, einsam und allein.

Diesen Gedanken aber konnte sie nicht ertragen, er war schrecklicher als der Tod in seiner wahren, furchtbaren Gestalt. Tausendmal wünschenswerther erschien ihr die wirkliche Vernichtung, als ein solches Dasein in trauriger Vergessenheit.

Erst jetzt hatte sie es tief erkannt, daß ein Fluch auf dem Leben eines jeden Weibes lastet, das einmal die Schranken der sittlichen Weltordnung durchbrochen und sich über das ethische Gesetz hinweggesetzt, daß der höchste Schatz der Frau ihre Unschuld ist und selbst der frivolste Mann diese nicht missen will und kann; daß der Liebe ohne derartige Grundbedingung aller Halt und jede Festigkeit fehlt, so daß ein Hauch, ein böser Verdacht schon hinreicht, sie für immer zu zerstören.

Die bloße Neigung, sei sie auch noch so stark, kann auf die Länge der Zeit ohne gegenseitige Achtung nicht bestehen; sie gleicht der Blüthe ohne Wurzel, dem Hause, das auf Sand gebaut. Mißtrauen und Eifersucht untergraben den losen Boden und lockern fortwährend das schwache Gerüst, bis der ganze Bau zusammenstürzt.

Das Glück einer derartigen gesetzlosen Verbindung ist vergänglich wie die bunte, schillernde Seifenblase, ein wilder, oft entzückender Rausch, dem eine lange, bittere Reue folgt.

Das fühlte jetzt Judith, glaubte sie aus dem wechselvollen und launenhaften Betragen des Fürsten gegen sie folgern zu dürfen, obgleich derselbe noch immer eine gewisse rücksichtsvolle Schonung ihr erwies und das ihm gebrachte Opfer anerkannte.

Trotzdem fehlte es nicht an jenen an sich oft nur kleinen und unbedeutenden Anzeichen für sie, welche wie leichte Wölkchen am Himmel, dem Kundigen den kommenden Sturm vorhersagen und mitten im Sonnenschein den nahen Wechsel andeuten.

Die Sprache der Liebe ist so gewaltig, daß ein einziges hingeworfenes Wort, ein flüchtiger Blick, eine unmerkliche Bewegung, selbst ihr Schweigen schon über Leben und Tod entscheiden kann.

Dazu kam noch die Reizbarkeit Judith's und die durch das Spiel herbeigeführte Aufregung des Fürsten, die ganze schwüle Spannung, in der sich

Beide bei ihrer eigenthümlichen Lage befanden, so daß sie zwei elektrisch geladenen Wolken glichen, die sich bei dem geringsten Zusammenstoß in ihrer ganzen Kraft entladen mußten.

Je unglücklicher sie sich aber fühlte, desto mehr wurde sie zu dem armen Enrico hingezogen, in dem sie einen Genossen ihres Schicksals zu sehen glaubte. Absichtlich suchte sie seine Gesellschaft und seine originelle, halb melancholische, halb humoristische Unterhaltung, an der sie immer mehr Wohlgefallen fand.

Seit jenem nächtlichen Spaziergange hatte sie den bisher angeschlagenen Ton gänzlich verändert; an die Stelle der übermüthigen Neckereien war eine fast achtungsvolle Vertraulichkeit getreten, und ein tiefes Mitleid mit seinem Geschick drückte sich in allen ihren Worten, in ihrem ganzen Benehmen gegen ihn aus.

Dem Fürsten war diese Umwandlung nicht entgangen, und obgleich er den Philosophen für zu geringfügig und in seiner ganzen Erscheinung für zu lächerlich hielt, um im Ernste auf ihn eifersüchtig

zu sein, konnte er es doch nicht unterlassen in Judith's Gegenwart über ihn und ihre sichtbare Vorliebe für den närrischen Kauz sich lustig zu machen, den er gewissermaßen als eine bessere Sorte von einem Hofnarren anzusehen und demgemäß auch zu behandeln pflegte.

Das Alles war wol hinreichend, dem armen Philosophen nur noch mehr zu verwirren und vollends seinen Verstand zu zerrütteten, so daß er seiner Aufgabe, selbst wenn sein System nicht auf einer Täuschung beruht hätte, unmöglich genügen konnte.

Nur mit Widerwillen folgte er daher dem Fürsten, als die kurze Frist von zwei Tagen verstrichen war, wieder an die Spielbank, um die letzte und entscheidende Probe seiner Künste abzulegen.

Dennoch fühlte er die Pflicht, die Ehre seines Systems heute zu retten, weßhalb er auch mit der größten Aufmerksamkeit die Chancen des Spiels verfolgte und seine geheimen Berechnungen sorgfältiger als je anstellte.

Auch schien sein Streben belohnt zu werden,

da das Glück ihm anfänglich überaus günstig war und seine Combinationen meist mit dem glänzendsten Erfolge krönte. Dadurch wieder kühner gemacht, wagte der Fürst, nachdem er anfänglich noch mit einer gewissen Zurückhaltung gespielt hatte, immer größere Summen, die sich schnell verdoppelten und verdreifachten.

Schon begannen seine Zweifel wieder zu schwinden, und er war von neuem geneigt, seinem Spielprofessor und den Berechnungen desselben Glauben zu schenken, als eine plötzliche und ganz unerwartete Wendung des Geschicks eintrat.

Enrico hatte in einer Ecke des Saales die Gestalt der schönen Judith bemerkt, obgleich er sie im Geheimen unter einem schicklichen Vorwande ersucht hatte, während des Spiels sich davon fernzuhalten.

Ihre bloße Erscheinung reichte schon hin, ihn in die größte Unruhe zu versetzen und seine Aufmerksamkeit gänzlich abzulenken. Er wurde zerstreut, seine Gedanken nahmen eine andere Richtung und er verlor trotz aller Anstrengung seine ganze Besinnung.

Auch dem Fürsten war die Bewegung des Philosophen ebensowenig wie die Anwesenheit seiner Geliebten entgangen, aber er war zu vertieft, um der Letzteren eine besondere Aufmerksamkeit zu schenken, obgleich sie ihm von Zeit zu Zeit ein Zeichen machte, als ob sie ihn dringend zu sprechen wünschte.

Von dem gewöhnlichen Spieler-Aberglauben nicht frei, glaubte er den grünen Tisch nicht verlassen zu dürfen, so lange er im Glücke war. Deßhalb nahm er weiter keine Notiz von Judith's Anwesenheit, indem er sie nur mit einem flüchtigen Kopfnicken, wie eine oberflächliche Bekannte, grüßte. Umsomehr wurde sie von Enrico beachtet, der von ihr kein Auge zu verwenden vermochte und gleichsam unter ihrem magnetischen Einfluß stand.

„Was haben Sie," fragte ihn der Fürst leise, „fortwährend nach jener Ecke zu stieren?"

„Fräulein Judith!" stammelte der Philosoph verlegen. „Sie scheint Durchlaucht sprechen zu wollen."

„Was kümmert das Sie? Achten Sie lieber auf das Spiel. Schon wieder hundert Napoleons'dor,

die ich durch Ihre Schuld verloren habe. Künftig passen Sie besser auf!“

„Ich werde thun, was in meinen Kräften steht, aber Fräulein Judith steht noch immer da!“

Ein ungeduldiger Fluch entschlüpfte dem Munde des Fürsten, der unterdessen eine neue Summe gesetzt und wieder verloren hatte. Leise mahnte er den Philosophen, und zwar gerade nicht in den mildesten Ausdrücken, an seine Pflicht und seine Schuldigkeit, indem er die ihm jetzt doppelt unwillkommene Störung verwünschte.

Wie die meisten Spieler, hätte er in diesem Augenblick, wo er mit der höchsten Spannung die Karten verfolgte, den Untergang der ganzen Welt ruhig mit ansehen können, vorausgesetzt, daß der grüne Tisch davon nicht berührt worden wäre. Alles Uebrige war ihm wenigstens jetzt gleichgiltig und ohne alles Interesse.

Im nächsten Augenblick hatte er bereits schon vergessen, daß seine Geliebte anwesend war und ihn sprechen wollte.

Der Spieler hat keinen Vater und keine

Mutter, weder Weib noch Kind, er ist der verkörperte Egoismus, die incarnirte Selbstsucht, für die es keine Rücksicht, keine Verpflichtung gibt. Mit Recht sagt man daher im eigentlichen Sinne, daß der Spieler für die Welt verloren sei, da seine Leidenschaft ihn blind, taub und vollkommen gefühllos macht.

Trotzdem nun der Fürst seinen Begleiter unsanft mit Worten und selbst mit leisen Fußtritten aus seinen Träumen zu rütteln suchte, so hatte dieser doch von neuem den Faden seiner Berechnungen entweder wirklich oder auch nur scheinbar abgerissen.

Seine Zerstreutheit rächte sich auf der Stelle; denn von nun an folgte ein Verlust dem anderen, und zwar in so kurzer Zeit, daß kaum in einer halben Stunde der größte Theil des gewonnenen Geldes und selbst die Hälfte des ursprünglichen Anlage-Kapitals wieder in den unersättlichen Schlund der Bank zurückgefallen war, so daß der Fürst sich gezwungen sah, sein Spiel zu unterbrechen und den Tisch zu verlassen.

Er war tief ergrimmt gegen sein Geschick, ge-

gen Judith, die nach seiner Meinung das launenhafte Glück verscheucht hatte, vor Allem aber gegen Enrico, dem er wie gewöhnlich die ganze Schuld beimaß.

„Kommen Sie!“ sagte er zu ihm. „Wir müssen noch heute mit einander abrechnen. Ich bin es müde, mich von Ihnen betrügen zu lassen.“

Als der Philosoph verlegen einige Worte zu seiner Entschuldigung stammelte, gebot er ihm in rauhem Tone, stillzuschweigen, indem er sich zu Judith wendete.

„Und was haben Sie hier zu suchen?“ fragte er sie barsch.

„Ein Diener Ihrer Mutter ist angekommen und verlangt Sie dringend zu sprechen.“

„Von meiner Mutter? Was ist vorgefallen?“

„So viel ich von ihm mit Mühe herausgebracht habe, ist dieselbe schwer erkrankt und wünscht Sie vor ihrem Ende noch einmal zu sehen und zu sprechen.

„Oh! dann lassen Sie uns eilen. Die Sache ist von der größten Wichtigkeit.“

Von den verschiedenartigsteu Gefühlen bestürmt, stürzte der Fürst hastig nach dem Hotel, so daß Judith und Enrico ihm kaum zu folgen vermochten. Vor der Thür seiner Wohnung fand er bereits den Diener in der ihm wohlbekannten Livree seines Hauses. Dieser überreichte ihm einen Brief, worin die eben empfangene Nachricht bestätigt wurde.

Ein plötzlicher Schlaganfall hatte die Fürstin getroffen und bedrohte nach dem Ausspruche der Aerzte ihr Leben. Sie wünschte, wie das auf ihren Befehl ergangene Schreiben des alten Haushofmeisters ihm anzeigte, dringend seine Gegenwart, um mit ihm noch ihre Angelegenheiten zu ordnen. Zugleich bemerkte der mit allen Verhältnissen wohlbekannte Diener, daß der Fürst keinen Augenblick zu verlieren habe, um seine Rechte zu wahren und seinen Vortheil nach allen Seiten hin wahrzunehmen.

Die Richtigkeit dieses Rathes leuchtete ihm auch vollkommen ein, sowie die eben empfangene Nachricht seinen Gedanken eine vollkommen neue und veränderte Richtung gab.

Alles rings umher vergessend, weder Judith noch

Enrico in diesem Augenblick berücksichtigend, ertheilte er seinem Kammerdiener den Befehl, alles Nöthige zur Abreise zu rüsten, da er noch an demselben Abend Wiesbaden verlassen wollte, um in die Heimat und zu seiner sterbenden Mutter zurückzukehren.

VI.

Eine Verwandlung.

Ein leises Schluchzen belehrte den Fürsten, daß er nicht allein sei, daß er eine Verpflichtung gegen das arme Weib habe, welches bleich und stumm ihm jetzt wie ein stiller Vorwurf gegenüberstand.

Diese Nachricht war für Judith ein Donnerschlag gewesen, da sie den Gedanken an eine bevorstehende Trennung nicht zu fassen vermochte; noch schmerzlicher empfand sie aber die völlige Rücksichtslosigkeit und seine Gleichgiltigkeit gegen ihr ferneres Geschick.

Sie war jedoch zu stolz, ihn an seine Schuld zu mahnen oder gar mit einer Klage zu belästigen.

Gewaltsam suchte sie jetzt die hervorströmenden Thränen zu unterdrücken; aber ihr Gefühl war

stärker als ihre Willenskraft und ein tiefer Seufzer entrang sich der gepreßten Brust.

„Was fehlt Ihnen?“ fragte er zerstreut. „Habe ich Ihnen vorhin weh gethan?“

Statt der Antwort brach sie in ein krampfhaftes Weinen aus, das ihn tief erschütterte und ihm beredter, als Worte es vermochten, seine Undankbarkeit und seinen Egoismus vorwarf.

„Judith,“ bat er zärtlich und reuevoll, „verzeihen Sie meine Zerstreutheit, aber die eben erhaltene Nachricht hat mich, wie Sie wol denken können, mehr angegriffen, als ich sagen kann. Meine Abreise ist unter diesen Umständen dringend nothwendig. Wir müssen uns für einige Zeit trennen.“

„Und was soll aus mir werden?“

„Sie werden selbst einsehen, daß es nicht möglich ist, mich zu begleiten. Einstweilen können Sie hier in Wiesbaden bleiben, bis ich Ihnen fernere Nachrichten zukommen lassen werde.“

„Bis dahin werde ich sterben und Sie mich vergessen. Lieber tödten Sie mich auf der Stelle!“

„Welche thörichten Gedanken! Ich schwöre Ihnen, daß ich Sie nie verlassen werde.“

„Schwören Sie nicht! Sie werden mich doch nur täuschen, wie Sie Andere vor mir getäuscht haben. Ich kenne mein Geschick, es heißt — vergessen sein.“

„Judith! das habe ich nicht um Sie verdient. Nehmen Sie doch nur Vernunft an und versetzen Sie sich in meine Lage. Kann ich, darf ich Sie an das Sterbebett meiner Mutter bringen? Sie selbst müssen das Unschickliche einer derartigen Situation fühlen.“

„Oh! ich will mich so verborgen halten, daß Niemand meine Anwesenheit auf dem Schlosse ahnen soll. Ich werde, wenn es nöthig ist, das Licht des Tages meiden, in einem Keller, einer Bodenkammer, wie ein Gefangener in einer dunklen Zelle, ohne Luft und Sonnenschein leben, mit dem erbärmlichsten Winkel zufrieden sein, wenn ich nur weiß, daß Sie in meiner Nähe sind.“

„Trotz aller Vorsicht können Sie nicht unbemerkt bleiben, und jede Entdeckung würde mich in den Augen meiner Mutter compromittiren, vor aller Welt bloßstellen. Sie würde mir nie verzei-

hen. Glauben Sie, daß ich nicht minder leide, als Sie selbst: aber wir müssen uns dem Schicksal fügen, das uns diese Trennung auferlegt. Folgen Sie daher meinem Rath und warten Sie hier ruhig ab, wie sich meine Angelegenheiten gestalten werden. Ich will Sorge tragen, daß es Ihnen an nichts mangeln soll."

„Was kümmert mich alles Uebrige, wenn ich Sie verliere."

„Davon kann im Ernste nicht die Rede sein. Ich kenne meine Pflicht, weiß auch, welches große Opfer sie mir gebracht haben. Können Sie an meiner Liebe zweifeln? Wir werden uns wiedersehen und ich gelobe Ihnen, daß ich Sie tausendfach für den kurzen Schmerz dieser nothwendigen Trennung entschädigen will."

In der That beabsichtigte der Fürst keineswegs Judith für immer zu verlassen; er fühlte das innigste Mitleid mit der schönen Frau. Ihre Verzweiflung schmeichelte seiner Eitelkeit, während der tiefe Schmerz um ihn in seinen Augen ihre Reize noch erhöhte.

Nie war sie ihm verlockender erschienen, als in

ihrer Trauer, in dem Schmucke ihrer um ihn fließenden Thränen. Auch er empfand die Bitterkeit der Trennung, wenn auch nicht so rein und ungetheilt wie sie.

Stürmisch preßte er die Weinende in seine Arme, in denen sie zu vergehen und sich aufzulösen schien. Mit gierigen Lippen küßte er die Thränen von ihren bleichen Wangen, schlürfte er den geheimnißvollen Zaubertrank, der ihn mit berauschender, verzehrender Gluth erfüllte. Widerstandslos duldete Judith seine feurigen Umarmungen, als wollte sie in ihnen die bevorstehende Trennungsstunde vergessen nnd den geschenkten Augenblick in vollen Zügen genießen, um sich zu betäuben. Weit mehr als alle seine Gründe und Beredtsamkeit schien sie seine Zärtlichkeit zu beruhigen und zu überzeugen. Sie weinte nur noch sanft und ihre Klagen verstummten, so daß er nicht länger an ihrer Ergebung zweifelte.

In diesem Glauben wurde er noch mehr bestärkt, als sie sich leicht aus seinen Armen wand und ihn, unter Thränen lächelnd, aufforderte, die nöthigen Vorbereitungen zu seiner Reise zu treffen.

Erst nachdem er sie beruhigt wußte, überließ er sich ungestört den Gedanken und Empfindungen, welche die wichtige Nachricht in ihm hervorgerufen.

Das nahe Ende seiner kranken Mutter erfüllte ihn mit einer keineswegs geheuchelten Trauer, obgleich seine Liebe zu ihr durch die vorangegangenen Zwistigkeiten tief erschüttert worden war. Aber auch hier sollte sich der Tod als milder Versöhner und Friedensstifter erproben.

Nicht ohne Mitleid dachte er sich die thatkräftige und herrschlustige Frau jetzt auf ihrem einsamen Krankenlager, hilflos, verlassen, ohne Freunde, ohne Kinder. Ihre Lage rührte ihn, sowie ihr Verlangen nach seiner Gegenwart ihre versöhnliche Stimmung ihm bekundete.

Vergessen war das alte Leid und er wünschte aufrichtig, sie noch am Leben zu finden, um ihr die letzten Stunden zu versüßen und ihr sicher von den schwersten Gewissensbissen gefoltertes Gewissen zu beruhigen.

Er fand eine gewisse Befriedigung in dem Gedanken, Zeuge ihrer Reue zu sein und den

schrecklichen Verdacht, der ihn durch das Leben verfolgte, bestätigt zu sehen. Jetzt wollte er vor sie hintreten und mit milden Worten sie mit dem abgeschiedenen Geiste seiner geliebten Desirée versöhnen und in ihrem Namen der Sterbenden verzeihen.

In diese reineren und besseren Gefühle mischte sich jedoch die minder uneigennützige Betrachtung seiner gänzlich veränderten Lage. Die Kranke selbst hatte seine Anwesenheit gewünscht, um ihre Angelegenheiten mit ihm zu ordnen.

Er sah sich bereits im Besitze der mütterlichen Güter und eines bedeutenden Vermögens, durch das er in eine ruhige und gesicherte Lage kam. Das abenteuerliche Leben eines fürstlichen Proletariers lag jetzt hinter ihm, und ein neues glänzendes Dasein wurde ihm geboten.

Nun erst erhielt das Document, welches er von Jankowski erkauft, einen doppelten Werth für ihn, da er mit Hilfe desselben seine Ansprüche auf das Herzogthum Lipa vollkommen begründen und auch gerichtlich beweisen konnte. Jenes Schriftstück lieferte fast den unumstößlichen Beweis, daß sein Bruder

wirklich nur ein untergeschobenes Kind war, so daß er allein als rechtmäßiger Erbe succediren mußte.

Keine Rücksicht aber sollte ihn fortan zurückhalten, seine Rechte geltend zu machen. Waren aber diese einmal anerkannt, so konnten ihm auch nicht die Mittel fehlen, den ihm gebührenden Rang zu behaupten und das Herzogthum von der noch immer auf demselben lastenden Sequestration zu befreien. Das Vermögen seiner Mutter und der damit ihm eröffnete Credit reichten vollkommen hin, diese Maßregel durchzuführen. Vor seinen Augen strahlte eine Herzogskrone, Macht, Ehre, Einfluß, alle Güter und Schätze der Welt. Mit Einem Schlage war der unglückliche Spieler, der fürstliche Aventurier, einer der bedeutendsten und einflußreichsten Cavaliere geworden. Was das launenhafte Glück ihm vor wenigen Minuten geraubt, hatte es ihm hundertfach mit vollen Händen zurückerstattet.

In dieser Stimmung war er jetzt auch geneigt, dem armen Enrico, den er vor sich beschieden, eine weit mildere Behandlung angedeihen zu lassen, als er ihm eigentlich zugedacht und dieser nach seiner

Meinung verdient hatte. Mit einer gewissen Schadenfreude weidete sich jedoch der Fürst an der Verlegenheit des Philosophen und an seiner traurigen Gestalt.

„Sie werden," sagte er mit angenommenem Ernst, „nach den heutigen Ereignissen einsehen, daß wir nicht länger zusammenleben können. Sie haben mein Vertrauen auf das Schändlichste gemißbraucht und mich betrogen. Ihr sogenanntes System ist nichts weiter als eine jämmerliche Lüge, elende Charlatanerie."

„Durchlaucht," stöhnte der Unglückliche, „Sie thun mir Unrecht, schweres Unrecht. Ich bin ein ehrlicher Mann und mein System beruht auf wissenschaftlichen Principien."

„Gut! dann sind Sie, wie ich zu Ihrer Ehre annehmen will, ein betrogener Betrüger."

„Nennen Sie mich, wie Sie wollen, ich habe es um Sie verdient, aber nicht, weil ich Sie getäuscht habe."

„Sie sind ein komischer Kauz. Welchen anderen Umständen soll ich es denn beimessen, daß ich

durch Sie in der Zeit von wenigen Stunden mehr als hunderttausend Francs an die Bank verloren habe. Tragen Sie oder vielmehr Ihre Vorspiegelungen nicht allein die Schuld?"

„Sagen Sie lieber meine Thorheit, meine unverzeihliche, jämmerliche Dummheit. Ich allein bin schuld, aber nicht mein System, von dessen Untrüglichkeit ich mehr, als je überzeugt bin."

„Sie scheinen mir in der That reif für das Irrenhaus, indem Sie in einem Athem sich anklagen und Ihr System oder vielmehr Ihre Charlatanerie zu entschuldigen suchen."

„Weil die Wissenschaft untrüglich ist, der Mensch aber sich irren kann und ewig irren wird, besonders wenn die Leidenschaft seine Augen trübt. Sie gleicht der dunklen Wolke, welche sich vor die Sonne stellt. Jene allein muß man wegen der Dunkelheit anklagen, aber nicht das klare Himmelslicht, das nur durch das schlechte Medium dem Blicke entzogen wird."

„Ich bin es satt, Ihre Phrasen und Bildersprache als baare Münze zu nehmen. Gestehen Sie

darum lieber unumwunden ein, daß Sie mich betrogen haben."

„Mein Gott!" rief Enrico verzweiflungsvoll, „das kann ich wirklich nicht, obgleich ich zugeben muß, daß ich schwer an Ihnen gesündigt, Ihre Wohlthaten durch den schwärzesten Undank vergolten habe."

„Demnach bekennen Sie, daß Sie ein betrogener Betrüger sind. Ich will und muß es wissen, woran ich bin, und ob Sie mich dupirt haben, gleichgiltig ob mit oder ohne Absicht. Nur unter dieser einzigen Bedingung kann und will ich Ihnen verzeihen."

„Durchlaucht zwingen mich zum Aeußersten. Gut! Sie sollen mein Geständniß hören und dann können Sie mich mit Schimpf und Schande fortjagen. Ich habe es um Sie verdient."

„Ohne Umschweife! Sie gestehen also, daß Sie mich zum Narren gehabt haben, daß Ihre Berechnungen und Combination, Ihre algebraischen Mysterien und Indefinitesimal-Zahlen nur ein eitles Gaukelspiel gewesen sind, daß Sie im Geheimen

über meine Leichtgläubigkeit gespottet, über meine thörichte Verblendung sich lustig gemacht haben."

„Oh! schlimmer, weit schlimmer und doch hat mein Geständniß mit der Wissenschaft und meinem System nichts zu thun. Dasselbe steht in meinen Augen über jeden Zweifel erhaben, und noch in diesem Augenblick glaube ich an die Wahrheit desselben wie an meine eigene Existenz. Aber was nützt die reine Erkenntniß, wenn das sie enthaltende Gefäß unrein ist; was alle Intelligenz, wenn die blinde Leidenschaft sie auf Abwege führt und der Wille stärker ist, als unsere Vernunft. Das ist mein Vergehen, meine einzige Schuld."

„Fassen Sie sich kurz. Ich habe jetzt keine Zeit für Ihre philosophischen Absurditäten."

„Ich will ja," entgegnete Enrico mit einem schmerzlichen Blick, „so kurz als möglich sein, aber das Bekenntniß, daß ich Ihnen schuldig bin, will nicht über meine Lippen. Ich schäme mich meiner Schwäche, meiner eigenen Thorheit. Oh! ersparen Sie mir diese bittere Pein."

„Ich will nur wissen, was ich von der An-

gelegenheit zu halten habe," erwiderte der Fürst, ohne die wirkliche Verzweiflung des Philosophen zu beachten.

„Meine Berechnungen," fuhr derselbe fort, „erfordern, wie ich Ihrer Durchlaucht im voraus angekündigt hatte, eine ununterbrochene Aufmerksamkeit. Jede Zerstreuung mußte die nothwendige Kette meiner Schlußfolgeruugen unterbrechen, jeder andere Gedanke meine complicirten Aufstellungen zerstören. Leider habe ich mein Herz nicht genügend zu wahren gewußt und dasselbe nicht vor jener Leidenschaft gehütet, welche den Weisen zum Thoren macht. Die Schamröthe meiner Wangen wird Ihnen sagen, was mein Mund nicht auszusprechen wagt."

Wie ein armer Sünder vor seinem Richter, so stand jetzt Enrico vor dem Fürsten, mit niedergeschlagenen Blicken und verlegenen Mienen, das erröthende Gesicht mit seinem Hut bedeckend. Aber sein Peiniger ward nicht müde, ihn zu quälen, indem er sich mit der gegebenen Erklärung noch nicht begnügte, obgleich er den Herzenszustand des

armen Philosophen schon früher vollkommen gekannt zu haben und sich jetzt nur an ihm zu rächen schien.

„Sie sprechen," sagte er unbarmherzig, „noch immer in Räthseln. Ich will einfach wissen, was oder wer Sie in Ihren Berechnungen gestört hat."

„Die Liebe, einzig und allein die Liebe!" stöhnte Enrico verzweiflungsvoll.

Der Ton und die ganze Haltung des verliebten Philosophen, der Contrast zwischen seinen pathetischen Reden und seiner erbarmungswürdigen Erscheinung war so urkomisch, daß der Fürst selbst in diesem Augenblick laut auflachen mußte und seinen Groll gänzlich schwinden sah. Trotz seiner ernsteren Stimmung war die ganze Situation höchst originell und humoristisch, die Verlegenheit Enrico's so drastisch, seine ganze Figur so belustigend, daß er sich nicht so leicht entschließen konnte, der interessanten Unterhaltung ein Ende zu machen und den Philosophen, wie es ursprünglich seine Absicht war, ohne Weiteres fortzuschicken.

„Und darf man wissen," fragte er ironisch,

„wer der glückliche Gegenstand dieser heißen Liebe ist?"

„Oh, nur das nicht," flehte Enrico mit aufgehobenen Händen. „Nur der Tod soll mir mein Geheimniß entreißen. Es ist genug, daß ich meine Schuld gestanden habe. Nochmals bekenne ich mein Vergehen und meine Undankbarkeit für die Wohlthaten, welche Ihre Durchlaucht mir erwiesen haben. Mehr können und werden Sie nicht von mir verlangen."

„Ich bin in der That neugierig, und Sie würden mich ganz besonders durch den Namen Ihrer Dulcinea verpflichten. Wie ich glaube, darf ich diese kleine Gefälligkeit für meine durch Ihre Schuld verlorenen hunderttausend Francs wol verlangen."

„Fordern Sie Alles, mein Blut, mein Leben, nur achten Sie mein Geheimniß."

„Ich bin nicht grausam," entgegnete der Fürst plötzlich in verändertem Tone, „dürste weder nach Ihrem Blute noch nach Ihrem Leben. Behalten Sie ruhig Ihr Geheimniß, das ich längst errathen habe. Ich kenne Ihre Geliebte!"

„Entsetzlich!“ rief Enrico bestürzt.

„Sie steht mir nahe und heißt —“

„Halten Sie ein! Ich bin strafbar, aber meine Leidenschaft ist stärker als ich. Hier stehe ich und erwarte den Tod von Ihrer Hand.“

Der Unglückliche hatte einen Ausbruch eifersüchtiger Raserei, die Rache des beleidigten Fürsten erwartet und fand nur Spott und eine an Verachtung grenzende Gleichgiltigkeit. Während er auf einen tragischen Ausgang gefaßt war und sich selbst als Sühner und Opfer für seine vermeintliche Schuld darbot, faßte sein Gegner diese ihm heilige und reine Liebe von der komischen Seite auf und verwandelte das Trauerspiel seines Lebens in eine lustige Posse.

Das war zu viel für ihn; er fühlte sich vernichtet, gedemüthigt und gleichsam moralisch getödtet. Die raffinirteste Rachsucht hätte keine grausamere Strafe für ihn ersinnen können, als die, welche er in diesem Augenblicke litt. Bleich und gebrochen schwankte er nach der Thür, um sich für immer zu entfernen, als ihn gegen seinen Willen eine sanfte Hand zurückhielt.

Ein wunderbar schöner Jüngling stand plötzlich zwischen ihm und dem Fürsten, das verkörperte Ideal eines Dichters, entzückend wie der Apollino in der Galerie von Florenz, mit schlanken, schwellenden Gliedern, strahlend in göttlicher Anmuth und Grazie.

Ein kurzer Rock von leichtem Stoff bekleidete die feine Gestalt, während ein runder Hut, unter dem die üppigen Locken hervorquollen, die reine, glänzende Stirn bedeckte.

Ein kleiner Hirschfänger mit silbernem Griff an einem Ledergurt hob die schlanken Hüften und vermehrte nur noch die Aehnlichkeit mit einem jener reizenden Pagen, welche sonst im Geleite der Vornehmen nicht zu fehlen pflegten.

Muthwillig und doch geheimnißvoll glänzten die dunklen Augen unter den geschwungenen Augenbrauen hervor, welche dem Bogen des Liebesgottes glichen. Ein halb schelmisches, halb wehmüthiges Lächeln spielte um den zarten Mund und stahl sich in das Grübchen der leicht gefärbten Wangen, auf denen der wollige Flaum der Jugend wie der Reif

auf der schwellenden Frucht lag, den künftigen Bart des Mannes in weichen Sprossen andeutend.

So überraschend und hinreißend war die ganze fremdartige und doch wieder bekannte Erscheinung, daß selbst der Fürst eher die Verwirklichung eines Phantasiegebildes, als eine Gestalt der Wirklichkeit zu erblicken glaubte, und als fürchtete er den holden Traum zu stören, die aufsteigende Ahnung unterdrückte.

„Judith!“ rief er endlich bewundernd und erstaunt. „Ich hatte Sie nicht wieder erkannt.“

„Dann ist meine Absicht erreicht. Aufrichtig! würden Sie mich für eine Frau halten?“

„Trotzdem ich Sie kenne, habe ich mich vollkommen täuschen lassen. Aber wozu diese Verkleidung?“

„Wie, Sie errathen nicht? In dieser Gestalt kann ich Sie ohne Gefahr begleiten, da mich Niemand kennen wird, wenn selbst Sie sich von mir hinter das Licht führen ließen. Oh! man ist nicht umsonst einmal Schauspielerin gewesen und in alle Toilettenkünste eingeweiht.“

„Welch neue Thorheit!“ schalt der Fürst, indem er seine Augen nicht von dem reizenden Wesen abzuwenden vermochte.

„Wählen Sie Ihre Ausdrücke besser,“ scherzte sie, „ich bin ein Mann, und wenn auch Ihr Freund, doch im Punkte der Ehre äußerst empfindlich. Ich könnte Satisfaction von Ihnen verlangen.“

„Sie wissen, daß ich nicht zum Scherzen aufgelegt bin.“

„Und ich ebensowenig. Ich will und kann Sie nicht verlassen.“

„Judith!“ bat er mit sanfter Stimme. „Sie kennen meine Schwäche und benützen dieselbe nur zu sehr. Wozu dies Alles?“

„Weil ich nicht ohne Sie leben kann. Mag es alle Welt hören, ich vermag den Gedanken der Trennung nicht zu fassen.“

„Soll ich noch einmal alle meine Gründe wiederholen?“

„Ich habe sie durch meine Umwandlung vollkommen widerlegt. Sie selbst müssen eingestehen, daß mich Niemand für eine Frau halten wird.

Wohlan! Ich bin von heute ab der Baron Armand v. Miremont, Sohn einer mit Ihnen befreundeten Familie, der die interessanten Verhältnisse Ihrer Heimat kennen und bergmännische Studien in der Nähe machen will. Meine Begleitung kann unter diesen Umständen nicht auffallen, und ich bleibe bei Ihnen, denn Sie haben nicht den Muth, mich ins Elend zu stoßen."

Zwar versuchte der Fürst noch verschiedene Einwendungen gegen ihr abenteuerliches Vorhaben; aber Judith wußte seine Besorgniß so zart hinwegzuscherzen, seine Befürchtungen so kräftig zu widerlegen, mit Bitten und Beschwörungen, mit Lächeln und Thränen ihn so lange zu bestürmen, bis er endlich seine Einwilligung, wenn auch widerstrebend, gab.

Mit weiblichem Instinct hatte sie unbewußt das richtige Mittel gewählt, um seinen Widerstand zu besiegen, indem sie ihn zugleich durch ihre Anhänglichkeit rührte und durch den fremdartigen Zauber ihrer Erscheinung von neuem reizte.

Die Verwandlung in einen schönen Jüngling

verlieh ihr in seinen Augen einen besonderen poetischen Hauch und beschäftigte seine leicht erregbare Phantasie. Alles Romantische übte auf ihn einen sympathischen Einfluß aus, und gerade das Abenteuerliche ihres Entschlusses schmeichelte ebensosehr seinem Herzen wie seinen Sinnen, seiner Liebe und seiner Eitelkeit.

Flehend schmiegte sie sich an seine Brust, umstrickte sie ihn mit ihren weichen Armen, erstickte sie den Widerspruch auf seinen Lippen unter ihren süßen Küssen.

Als sie sich aber aus seinen Armen wand, fiel ein Blick ihrer von Seligkeit strahlenden Augen auf den armen Enrico, der in einer Ecke vergessen und verloren stand.

„Mein Philosoph darf nicht hier bleiben," sagte sie, zu dem Fürsten gewendet. „Sie müssen ihm verzeihen."

„Er ist ein Narr! und hat es gewagt —"

„Still! Sind wir Alle nicht Thoren und Narren unseres Herzens?"

Inhalt des zweiten Bandes.

Druck von W. Moeser in Berlin, Stallschreiberstr. 34.